LUDWIG THOMA

AGRICOLA



ALBERT LANGEN VERLAG FÜR LITTERATUR UND KUNST MÜNCHEN

Agricola

Von Ludwig Thoma erschienen bei Albert Langen:

Assessor Karlchen und andere Geschichten 10. Tausend
Grobheiten Simplizissimusgedichte 13. Tausend
Neue Grobheiten Simplizissimusgedichte 8. Tausend
Die Medaille Komödie 6. Tausend
Die Lokalbahn Komödie 5. Tausend
Agricola Bauerngeschichten 10. Tausend
Hochzeit Eine Bauerngeschichte 10. Tausend
Die Wilderer Eine Bauerngeschichte 5. Tausend
Lausbubengeschichten Aus meiner Jugendzeit 30. Tausend
Der heilige Hies Eine Bauerngeschichte 3. Tausend
Pistole oder Säbel? und anderes 5. Tausend
Andreas Vöst Bauernroman 10. Tausend
„Peter Schlemihl" Gedichte 3. Tausend
Tante Frieda Neue Lausbubengeschichten 30. Tausend
Kleinstadtgeschichten 15. Tausend

Agricola

Bauerngeschichten

von

Ludwig Thoma

Mit Zeichnungen von Adolf Hölzel und Bruno Paul

Neuntes und zehntes Tausend

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1908

Inhalt

Einleitung 7
Agricola 10
Die Eigentumsfanatiker 15
Der Hofbauer 25
Kirta! 31
Solide Köpfe 37
Der Wilderer 42
Der Rauchklub 50
Die Fahnenweihe 56
Vorbereitung 56
Das Fest 65
Der Heiratsvermittler 82
Die Richter 87
Monika 97
Der Bader 104
Die Wallfahrt 112
Der Truderer 115
Das Sterben 121



Einleitung

Ich will dich in das kleine Dorf führen, wo die Geschichten spielen. Du bist schon dort gewesen oder doch daran vorbeigefahren, aber du hast nicht Acht darauf gehabt.

Denn wer die Gegend nur flüchtig sieht, mag sie wohl für reizlos halten; da eine Wiese, dort ein Feld, in weiter Ferne vielleicht ein Wald, aber immer das Nämliche und nichts Großartiges, was den Blick fesselt oder den Wunsch aufkommen läßt, anzuhalten und länger zu bleiben. Ja, vielleicht hast du im Geheimen die Leute bemitleidet, die nicht wie du im schnellen Fluge durch diese Gegenden eilen dürfen, sondern darin bleiben müssen, viele Wochen und Jahre, ihr ganzes Leben lang.

Aber steig nur aus und geh' mit mir dort auf den Hügel hinauf. Vielleicht findest du manches, was dir gefallen mag, und vielleicht nimmst du auch Anteil an denen, die hier ihre Freude suchen und ihre Arbeit tun.

So weit dein Blick reicht, wölbt sich ein Hügel hinter dem andern, alle bedeckt mit reichem Gottessegen, weit hinten verlieren sich die dunkelgelben Ähren im blauen Himmel. Nun beugen sie sich im leichten Winde und wiegen sich hin und her. Da kommen tiefe Schatten in das helle Gold, und es sieht so aus, als läge ein wogendes Meer zu deinen Füßen.

Und schau nur hin: als wüchs er aus den Garben heraus, lugt dort ein Kirchturm vor.

Wenn du scharfe Augen hast, kannst du sehen, wie sich daneben ein leichter Rauch in der Luft verflüchtigt.

Das gibt uns anheimelnd Kunde, daß in der stillen Einsamkeit Menschen für ihr tägliches Brot sorgen.

Nun schreiten wir tüchtig aus und gehen darauf zu; an einem Weiher vorbei, in dem sich die gelben Halme und der Himmel darüber spiegeln, den Bach entlang, der sich bald in den Wiesen versteckt, bald lustig über glitzernde Kieselsteine plätschert, bis wir am Eingange des Dorfes stehen.

Da liegen nun die kleinen Häuser, in helles Licht getaucht, vor uns, und es mag dich ein eigenes friedliches Gefühl überkommen, wenn du denkst, daß auf dem kleinen, weltverlorenen Flecke Menschen ihr Leben zubringen, just so, wie es ihre Eltern und Ureltern taten.

Hier das sauber geweißte Schulhaus, drüben das stattliche Wirtsanwesen mit dem großen Hofe und dem lustig aufgeputzten Maibaume darin, weiter nach vorne auf einer Erhöhung die Kirche und der stille Friedhof.

Das ist die Welt.

Wünsche und Hoffnungen, Freud und Leid sind in den engen Raum gebannt; da spielen sie als Kinder und wachsen heran, da kämpfen sie mit der Sorge und werden alt.

Und wenn sie den Weg von der Schule zum Friedhof zurückgelegt haben, ist ihnen so viel geschehen, wie denen, welche draußen in der Welt hassen und lieben.

Meinst du nicht, daß es sich verlohnen könnte, das kleine Leben kennen zu lernen?

Die Vorrede ist fast zu ernst für ein Buch, das lustig sein will.

Aber ich will im Nachstehenden dieses Leben schildern, und wenn ich dabei, so gut und schlecht es ging, den heiteren Ton anschlug, so hat mich die Meinung dazu gebracht, daß man die Sorgen der Werkeltage am besten trifft, wenn man sie mit Humor behandelt.

Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht. Doch das eine kann ich versichern, daß mir bei dem Streben, wahr zu sein, die Absicht ferne gelegen hat, jemanden zu verspotten.





Agricola

Frei nach Tacitus „Germania"

Vor beinahe 1800 Jahren hat der berühmteste aller Geschichtschreiber mit vielem Wohlwollen und ehrlicher Bewunderung unsere Vorfahren geschildert. Da es eine schöne und für die Nachwelt so wertvolle Aufgabe ist, situs gentium describere, Land und Leute zu beschreiben, so will ich versuchen, Sitten und Gebräuche der Nachkommen zu zeichnen. Aber nicht derer, welche untreu germanischer Sitte Städte bewohnen, sondern derer, welche ferne von ihnen die Felder bebauen. Daher auch der Titel der Schrift.

Die Ebene Germaniens vom Donaustrome bis zu den Alpen bewohnen die Bajuvaren. Ich halte sie für Ureinwohner dieses Landes, für „selbstgezügelte", wie sie in ihrer Sprache sich heißen. Fremden Einwanderern ist es schwer, sich mit ihnen zu vermischen. Gewiß ist, daß sie nie mit den Autochthonen verwechselt werden können.

Da sich dieses germanische Volk nicht durch Eheverbindungen mit fremden Nationen vermischt, bildet es einen eigenen, sich selbst gleichen Stamm. Daher auch der nämliche Körperbau bei dieser zahlreichen Menschenmasse, dieselben ungewöhnlich ausgebildeten Hände und Füße, dieselbe harte, widerstandsfähige Kopfbildung. Wie die Vorfahren, sind sie zu stürmischem Angriff tauglich und gerne bereit. Für Strapazen und Mühseligkeiten haben sie große Ausdauer, nur Durst können sie nicht ertragen.

Das Land ist verschieden gestaltet. Wälder wechseln mit Getreidefeldern, Höhenzüge mit großen Ebenen. In der Nähe der größten Ansiedlung erstreckt sich ein großes Moos; hier hat sich der Stamm am reinsten erhalten.

Die Bajuvaren haben viel Getreide und Vieh; doch herrscht über den Wert dieser Dinge jetzt großer Streit. Das Geld haben sie schätzen gelernt. Sie lieben nicht nur die alten, längst bekannten Sorten, sondern auch sämtliche neue. Das Hausgeräte ist einfach. Besonders an den Gefäßen schätzen sie den Umfang höher, als kunstfertige Arbeit.

Waffen. Kriegswesen. Waffen hat dieses Volk vielerlei; doch wird auch hierin mehr auf Tauglichkeit als auf Schönheit gesehen. Sehr verbreitet ist die kurze Stoßwaffe, welche jeder Mannbare in einer Falte der Kleidung trägt; ihr Gebrauch ist aber nicht freigegeben, vielmehr sucht die herrschende Obrigkeit in den Besitz derselben zu gelangen. In diesem Falle ersetzt sie der Volksgenosse stets durch eine neue.

Als Wurfgeschoß dient ein irdener Krug mit Henkel, der ihn auch zum Hiebe tauglich erscheinen läßt. An ihren Zusammenkunftsorten sucht bei ausbrechendem Kampfe jeder möglichst viele dieser Gefäße zu ergreifen und schleudert sie dann ungemein weit. Die meisten Bajuvaren führen eine Art Speere oder in ihrer Sprache Heimtreiber aus dem heimischen Haselnußholze, ohne Spitze, biegsam und für den Gebrauch sehr handlich. Wo diese Waffen fehlen, sucht jeder solche, die ihm der Zufall bietet. Ja, es werden zu diesem Zwecke sogar die Hausgeräte, wie Tische und Bänke, ihrer Stützen beraubt. Beliebt sind auch die Bestandteile der Gartenumfriedung. Vor dem Beginne des Kampfes wird der Schlachtgesang erhoben. Es ist nicht, als ob Menschenkehlen, sondern der Kriegsgeist also sänge. Sie suchen hauptsächlich wilde Töne zu erzielen und schließen die Augen, als ob sie dadurch

den Schall verstärken könnten. Sie kämpfen ohne überlegten Schlachtenplan; jeder an dem Platze, welchen er einnimmt. Der Schilde bedienen sie sich nicht. Als natürlicher Schutz gilt das Haupt, welches dem Angriffe des Feindes widersteht und den übrigen Körper schirmt. Manche bedienen sich desselben sogar zum Angriffe, wenn die übrigen Waffen versagen.

Der vornehmste Sporn zur Tapferkeit ist häufig die Anwesenheit der Familien und Sippschaften. Diese weilen in nächster Nähe ihrer Teuern und feuern sie mit ermunterndem Zurufe an. Die Schlacht beendet meist der Besitzer des Kampfplatzes, der hierzu eine auserlesene Schar befehligt.

Lebensweise im Frieden. Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, kommen sie zu geselligen Trinkgelagen zusammen. Auch hier pflegen sie des Gesanges, der sich aber von dem Schlachtgeschrei wenig unterscheidet. Tag und Nacht durchzuzechen, gilt keinem als Schande. Versöhnung von Feinden, Abschluß von Eheverbindungen, der beliebte Tauschhandel mit Vieh und sogar die Wahl der Häuptlinge wird meist beim Becher beraten. Selten spricht einer allein, häufig alle zusammen.

Jeder legt ohne Rückhalt seine Meinung dar und hält daran fest. Bei Verschiedenheit der Meinungen obsiegt der mächtige Schall der Stimme, nicht die Kraft der Gründe. Am meisten liebt dieses einfache Volk die unbefangenen Scherze. Auch den anderen ist es nicht abgeneigt.

Der männlichen Jugend gilt als das höchste Fest die Wehrhaftmachung Diese findet in den größeren Ansiedelungen statt, wo die Jünglinge in die Liste der Krieger eingetragen werden. Zu diesem Feste schmückt jeder die Kopfbedeckung mit wildem Gefieder. Die Gefolgschaft eines jeden Dorfes zieht dann mit furchterregendem Geschrei in die Stadt ein. Eine eigenartige Musik begleitet sie. Das Fest endet mit größeren Kämpfen. Denn ein stilles Leben liebt diese Nation nicht. Das Getränke der Bajuvaren ist ein brauner Saft aus Gerste und Hopfen. Häufig beklagen sie den schlechten Geschmack, niemals enthalten sie sich des Genusses. Ihre Kost ist einfach. Aus Mehl zubereitete Speisen nehmen sie in runder Form zu sich; die geringe Nährkraft ersetzen sie durch die große Menge. An einigen Tagen des Jahres essen sie geräuchertes Fleisch von Schweinen und beweisen hierbei geringe Mäßigkeit.

Prunkvolle Kleider tragen sie nicht. Auch sehen sie nicht darauf, daß diese die Formen schöner erscheinen lassen. Das Oberkleid des Mannes ist kurz und mit Münzen geziert. Das Unterkleid dagegen ist sehr lang, eng anliegend und reicht bis an die Mitte der Brust. Meist ist es aus Leder gefertigt, schützt gegen Hitze und Kälte und ist dem Luftzuge unzugänglich. Das Kleid des Weibes besteht in übereinandergelegten Säcken und läßt über die Schönheit der Körperbildung im Unklaren. So wenig wie auf die äußere Schmückung legt dieses Volk auf die sonstige Pflege des Körpers übergroßes Gewicht. Bäder werden als weichlich verachtet. Die Seife ist selten. Der Gebrauch der Zahnbürste unbekannt.

Das Weib. Unähnlich hierin den Vorfahren, achtet dieses Volk den Rat der Weiber nicht und glaubt nicht an deren göttliches Wesen. Ihren Aussprüchen horchen sie nur ungern. Doch fehlt nicht alle Verehrung des Weibes. Zu den geselligen





Zusammenkünften haben die Weiber Zutritt; ja, sie dürfen sogar mit den Männern aus einem Gefäße trinken. In dieser Gastfreundschaft herrscht eifriger Wettstreit. Auch tanzen die Jünglinge, welchen dies eine Lustbarkeit ist, mit ihnen umher. Bei dieser Übung beweisen sie mehr Fertigkeit als Anmut.

Eigentümlich ist die Art, wie sie sich zum Tanze paaren, sie beweist die Oberherrschaft des Mannes. Der Jüngling, welcher eine Stammesjungfrau gewählt hat, stößt einen grellen Pfiff aus und winkt ihr befehlend mit der Hand. Häufig hört man auch bei diesen Lustbarkeiten plötzlich den Kriegsruf ertönen. Den Weibern gilt es als ehrenvoll, wenn um ihretwillen der Kampf entbrennt. So ist auch die Werbung um sie oft mit Gefahren verknüpft. Haß der anderen, nächtlicher Überfall und Heimscheitelung bedrohen den Jüngling, welcher einer Volksgenossin zuliebe die Gehöfte aufsucht und Mauern erklettert.

Das ist's, was ich im allgemeinen von dieses Germanenvolkes Sitten erfahren habe.

Die Eigentumsfanatiker

Kraglfing liegt zwischen Huglfing und Zeidelhaching. Wenn in Berlin oder in Wien ein großes Ereignis geschieht, so erfährt es der Gouverneur in Sidney um zwei Tage früher als der Bürgermeister in Kraglfing, obwohl es diesen gerade so interessiert, denn er ist ein scharfer Politiker. Das macht: Kraglfing liegt fünfthalbe Stund entfernt von der nächsten Poststation, und wenn es recht stürmt oder der Botenseppl den Reißmathias kriegt, dann ist der diplomatische Verkehr aus und gar. So weit ab von der Welt liegt das Dörfel, daß die Schulkinder im nächsten Bezirksamt alle miteinander wissen, wo Hongkong oder Peking liegt, aber keines weiß, wo etwan Kraglfing auf der Landkarte zu finden ist. Wenn nicht der Geschäftsreisende alle halb Jahr einmal den Kramerlenz aufsuchen tät, dann käm wohl nie ein fremdes Gesicht in das Dorf. Denn als Luftkurort ist es noch nicht entdeckt, und ein Bad ist es vorläufig auch noch nicht.

Da ist es schon eine rechte Freud und eine schöne Abwechslung in der abgeschiedenen Gegend, wenn eine Gerichtskommission herauskommt. Man kann sagen, was man will: eine Predigt ist und bleibt eine Predigt. Und je schärfer als sie ist, desto schöner ist sie; es läßt sich hernach beim Unterwirt ein vernünftiger Disputat darüber führen, besonders wenn einer den Pfarrer so gut nachmachen kann wie der Schlaunzentoni.



. . Aber ein Prozeß! Das ist schon noch viel etwas Schöneres! Wenn so ein Advokat recht habisch ist und ein gutes Maulwerk hat, wenn er keinem Recht läßt, nicht einmal Gnaden dem Herrn Landrichter, und das Hinterste vorn und das Vorderste hint daher bringt, alle

Wörter so schön setzt und lateinisch red't, daß man meint, es geht hellicht nicht anders, er muß recht kriegen, das ist schon feiner, als wie ein Theater.

Und dann kommt der andere! Jetzt ist die ganze Geschicht verdreht, jetzt schaut es sich wieder anders an; alles ist nichts, was der andere gesagt hat, und hat er zwei lateinische Sprüchel aufsagen können, weiß der gleich drei, und grad spöttisch macht er sich über den andern, daß man's mit Händen greifen kann, wie



er unrecht gehabt hat — bis der andere wieder selber an die Reih kommt und sein Gesangl anfangt. So geht es hinum und herum, bis dem armen Bauernmenschen das Trumm aus- und der Prozeß im Kopf herumgeht wie ein Karussell, daß er nicht mehr weiß, hott oder wißt, gewinnt er jetzt oder verspielt er.

Darum also, wie gesagt, es steht nichts auf über einen Prozeß; und wenn es nicht Gottlob so wie so alle Winter in Kraglfing einen geben tät, müßt der Unterwirt für seine Gäst ein Übriges tun und einen anfangen. Für heuer ist schon gesorgt, denn der Ranftlmoser hat den Scheiblhuber eingeklagt. Der Ranftlmoser hat auf dem Guggenbichel einen Acker; gleich daneben hat der Scheiblhuber einen. Zwischen



den zwei Äckern ist ein Rain, daß jeder beim Umpflügen wenden kann. Der Rain ist alle Jahr kleiner worden; einmal pflügt der Ranftlmoser ein kleines Zipferl weg, das andere Mal der Scheibelhuber, so daß ein rechtschaffener Bauerntrittling schier keinen Platz mehr gehabt hat.

Da ist der Ranftlmoser herangegangen, hat in den Rain einen Pflock eingeschlagen und einen Ausspruch getan, daß der Scheiblhuber um keinen Zoll weiter mehr gegen ihn pflügen darf. Der Scheiblhuber meint, so mir nichts dir nichts laßt er sich kein „March" (Feldmarke) hinsetzen, reißt den Pflock heraus und pflügt justament mit Fleiß gleich wieder ein paar Zoll von dem Rain weg.

Jetzt geht es natürlich nicht mehr anders, jetzt muß advokatisch geklagt werden. Und wer das nicht glaubt, der soll nur nach Kraglfing gehen und bei den Bauern anfragen, ob nur ein einziger da ist, der es anders sagt. Also steht der Ranftlmoser an einem schönen Frühlingstag in der Früh um vier Uhr auf, legt das schöne Gewand an und marschiert mit seinen nagelneuen Glanzstiefeln in den taufrischen Morgen hinaus.

Die Sternlein stehen noch am Himmel, und der Mond schaut silbern über den Zeidelhachinger Forst herüber; die Vogerl aber, welche schon das Singen anheben, und ein feiner, roter Streifen im Osten deuten den nahen Morgen an. Der Ranftlmoser freilich sieht und hört von dem nichts, er ist in Gedanken versunken und knarzt mit seinen neuen Stiefeln tapfer fürbaß. Bloß am Guggenbichl steht er eine kleine Weile still und lacht so recht fein pfiffig. „Wart Lump, dir reib ich's ein."

Indem stoßt er auf einen mentisch großen Stein, und weil die Bründelwiesen vom Scheiblhuber gerade so schön bei der Hand liegt, schmeißt er ihn hinein. Dann geht er wieder weiter, einen Schritt vor den andern, stundenlang. Die Sonne ist schon heroben und steigt alleweil höher und höher. Bald links, bald rechts taucht ein Kirchturm auf, und der Morgenwind tragt die Glockentöne herüber, die zur Frühmesse einladen. Der Ranftlmoser achtet es nicht. In den Wiesen stehen die Bauernleut und rufen den Landsmann an. Der Ranftlmoser hat keine Zeit zum Antwortgeben. Nicht einmal zum Einkehren, wenn ihn auch der Oberwirt in Zeidelfing noch so schön einladet. Hilft nichts; unterwegs ißt er im Gehen das

Stückel Brot, was ihm die Bäurin mitgegeben hat; und so steht er richtig Schlag elf Uhr an der Kanzleitüre beim Herrn Advokaten.

„Ah, der Ranftlmoser! Freut mich, wieder einmal das Vergnügen zu haben? Was führt Sie so weit her?"

Und jetzt erzählt er sein Leid dem Herrn, der ihm freundlich zuhört. Was der Scheiblhuber überhaupts für ein schlechter Kerl ist, der niemals kein Ruh nicht gibt, und wie er es ihm schon so oft gemacht hat, wie er in seinen Grund hineinpflügt und wie er zu guter Letzt das March herausgerissen hat. Muß er sich das gefallen lassen? Und gibt es kein Recht gar nicht mehr? Das muß er wissen, da hat er einen festen Bestand darauf, und wenn es noch so viel kosten tät.

Der Advokat schüttelt bedächtig den Kopf und meint, es sei so eine Sache. Jedenfalls kommt es auf den Augenschein an, — aber umsonst fahrt man nicht nach Kraglfing hinaus, so schön es auch dort ist. Zunächst gehört einmal ein Vorschuß her, so einhundert Mark, bis die Maschin im Gehen ist.

Hundert Mark? Die zahlt der Ranftlmoser gern. Er zieht aus irgend einer Gegend seiner ledernen Umhüllung ein rotes Schneuztüchel und breitet es auf den Schreibtisch hin. Dann knöpfelt er bedächtig die Zipfel auf und zieht das untere Ende eines blauwollenen Strumpfes herfür. Vierunddreißig harte Taler zählt er auf, einen nach dem andern, und keiner reut ihn; die zwei Mark, welche er herauskriegt, steckt er in die Giletleiblwestentasche.



„Ranftlmoser," sagt der Advokat, und klopft ihm auf die Schulter, „Ranftlmoser, jetzt hat's was. Das gibt eine Klage auf Besitzstörung, wegen turbatione possessionis, wenn wir's nicht gleich gar mit dem interdictum unde vi anpacken".

Da zieht's dem Ranftlmoser das Maul auseinander, daß ihm beinahe die Ohrwaschel hineinfallen vor lauter Vergnügen. „Ist nicht leicht scharf genug," meint er, „Herr Advikat, ist nicht leicht scharf genug für den Scheiblhuber. Reiben Sie's ihm nur recht lateinisch hin! Und jetzt adjes, Herr Dokta!"

Damit geht er, und eine solche Freude herrscht in seinem Herzen, daß die Leute auf der Straße es ihm über das Gesicht ansehen und ihm nachblicken. Das ist einmal ein fideler Bauer! Der hat gewiß ein gutes Geschäft gemacht! Beim Pschorrbräu überlegt sich's der Ranftlmoser, ob er nicht hineingehen und sich eine Maß kaufen soll. Aber — sparen muß der Mensch, denkt er, und geht daran vorbei. Er holt sich in einem Schweinmetzgerladen einen halben Kranz geselchte Würscht und geht wieder tapfer fürbaß auf Kraglfing zu. Unterwegs säbelt er die Geräucherten zusammen und hält verständige Zwiesprach mit sich selbst: wie er vor das Gericht hinstehen wird, wie er den Scheiblhuber ärgern wird.



Auf den Abend um acht Uhr ist er wieder daheim, und wenn sich die Kraglfinger auf eine Physiognomie verstehen, dann haben sie merken können, daß es beim Ranftlmoser was hat. „Bäurin," sagt der noch, als er steinmüd im Bett liegt, „Bäurin, dem Scheiblhuber hab' ich was ins Wachsel gedruckt. Ich werd' mir's übersinnen, ob ich die Geschicht nicht am End gar noch kriminalisch mach."

Die mehreren Sachen haben zwei Seiten, und hinter sich schaut es oft anders aus, als vorn. Umgekehrt ist auch gefahren, und zum Raufen gehören allemal zwei, einer,

der hinhaut, und einer, der herhaut. Beim Prozessieren ist es gerade so, und darum wollen wir schauen, was etwa der Scheiblhuber zu der freundlichen Überraschung sagt. Er sitzt auf der Bank vor dem Haus, raucht ein Pfeifel und sinniert. Es fallt ihm ein, wie er den Bräumeister von Dachau voriges Jahr mit der Gersten geschlenkt (angeführt) hat, und den Veiteles in Aichach mit der Kuh, die gleich drei gesetzliche Fehler gehabt hat, und alle sind zu spät entdeckt worden. Da erhellt ein wohlwollendes Lächeln seine harten Züge, wie die Romanschreiber sagen, und heitere Zufriedenheit glänzt in seinen Augen.

Es ist ein recht friedsames Bild. Er schaut an dem Birnbaum hinauf und gibt acht, was der Starl für Spitzbubereien macht, wie er so schlau von dem Astl herunterschaut und dann einen recht lauten Pfiff tut, gerade als wollt er den Scheiblhuber erschrecken oder die Katz, die alleweil zu ihm hinaufblinzelt. Indem biegt gerade der Briefbot beim Schmied um die Ecke herum; er wird schon wieder ein Schreiben an den Bürgermeister haben, eine amtliche Zustellung, denn die Privatbriefe besorgt der Botenseppl und tragt gewiß nicht schwer daran.

So ein Bürgermeister ist doch ein geplagter Mensch, denkt der Scheiblhuber; alle Augenblick wird er gefragt, wie und wo, und muß Red' und Antwort stehen für andere Leut. Und wenn der hinterste Gütler oder Häusler mit Fleiß die Wappelmarken nicht aufpappt, blasen sie im Bezirksamt drin dem Bürgermeister einen Landler auf. Möcht keiner sein, der Scheiblhuber.

Aber was ist denn das? Der Briefbot reibt sich ja auf seinen Hof zu; wüßt nicht, warum.

„Grüß Gott, Bauer! Ich hab' eine Zustellung für dich."

„War nit z'wieder! Wirst doch schon irrig sein, Langlmaier, und den Bürgermeister meinen."

Der Briefbot Langlmaier war aber nicht irrig; es ist kein anderer gemeint gewesen als der Scheiblhuber, der sich jetzt von der Bäuerin die Brillen bringen läßt und das Schreiben bedächtig öffnet.

„Klage des Advokaten Bierdimpfl namens Korbinian Ranftlmoser, Bauer in Kraglfing, gegen Kastulus Scheiblhuber, Bauer daselbst, wegen Besitzstörung." — —

Himmel Laudon — —!

Ranftlmoser, wenn du jetzt über den Zaun schauen könntest, was müßtest du für eine Freud haben! Krebsrot ist der Scheiblhuber vor Zorn, und nach jedem Satz, den er aus der Schrift zusammenbuchstabiert, tut er einen abscheulichen Ausspruch. So ist's recht. Jetzt weiß er, warum er das March herausgerissen hat; jetzt sieht er, daß der Scheiblhuber nicht bloß Kegel scheiben darf und der Ranftlmoser müßt aufsetzen.

Endlich ist er am Schluß des Lesschreibens angelangt, wo es heißt: „Der Beklagte soll sämtliche Kosten des Rechtsstreites tragen.“ Ja, halt auf ein bissel! So schnell geht das nicht beim Kastulus Scheiblhuber, Büchlbauer von Kraglfing!

Es gibt noch ein Gesetz im Land und Advokaten genug; eine Verhandlung muß her, und ein Augenschein, und auf den Schwur muß der Ranftlmoser hingetrieben werden.

Richtig; am andern Morgen knarzen wieder ein paar Glanzstiefel auf dem lehmigen Feldweg. Diesmal ist es der Scheiblhuber, der fuchsteufelswild mit dem Gehsteckerl links und rechts in die Grashalme hineinhaut und dabei eine Red' einstudiert für den Advokaten in München. Und um dieselbe Zeit, wann die Sonne am höchsten über Kraglfing steht, legt in der Stadt drin der Kanzleischreiber einen blauen Aktendeckel vor sich hin, schreibt fein säuberlich darauf: Ranftlmoser contra Scheiblhuber, und wickelt einen langen Spagat darum. Er denkt wohl nicht daran, was er da alles eingebunden hat; wie viel Zorn, Verdruß und Kummer, wie viel sauer erspartes Geld! Und der Scheiblhuber denkt auf dem Heimwege gewiß auch daran zu allerletzt; jetzt ist es schon, wie es ist, und muß halt weiter gehen. Und es geht auch weiter.

Während die zwei Kraglfinger draußen in der Glühhitz arbeiten den ganzen Sommer lang und froh sind um jedes Büschel Heu und Stroh, das sie gut hereinbringen, werden in der Stadt so viele Bogen Papier verschrieben in Sachen Ranftlmoser contra Scheiblhuber, daß man damit den ganzen Guggenbichlacker zudecken könnt.

Die Akten werden von selber alleweil dicker, und wie im Herbst die Felder leer gestanden sind, ist eine Gerichtskommission hinausgekommen. Die Leute von Huglfing, Kraglfing und Zeidlhaching haben sich eingefunden wie bei einem Wett-

rennen oder einen anderen Lustbarkeit. Jeder ist glücklich gewesen, der als Zeuge vernommen worden ist, denn nichts hat ein Bauer lieber, als wenn das aufgeschrieben wird, was er sagt. Die Herren setzen es so schön hochdeutsch, daß es sich justament ausnimmt, wie etwas Gedrucktes und ganz Gescheites. Außerdem hat man Gelegenheit, die Herren vom Gericht und die Advokaten recht genau zu beobachten, was sie sagen, und was sie dabei für eine Mien aufsetzen. Zu guter Letzt leidet das Zeugengeld eine Maß beim Unterwirt, wo man jetzt beinahe jeden Tag zusammenkommt und seine Meinung abgibt.



Am Tage Kordula, den 22. Oktober, ist dann das Urteil herausgekommen. Die Ranftlmoserin hat keine Freude gehabt über das Namenstagsgeschenk. Es hat in dem Schreiben freilich geheißen, daß der Scheiblhuber den alten Zustand herstellen muß, aber der Ranftlmoser auch; und weil jeder ein Teil Unrecht gehabt hat, muß jeder die Hälfte von den Kosten tragen. Aber trotzdem war sie froh, daß die Geschichte endlich vorüber war; vielleicht würden die Mannerleut doch wieder gut miteinander; es ist ihr arg genug gewesen, daß sie so lang mit der Scheiblhuberin keinen Diskurs mehr hat führen dürfen. Und es ist auch nach und nach so gekommen; weil keiner den Prozeß ganz und gar verloren hat, hat jeder glauben können, daß er doch in der Hauptsach der Gewinner war; es laßt sich aus jeder

Sach etwas Gutes herausfinden. Und zuletzt darf man nicht vergessen, daß die Reputation von jedem durch den Prozeß gewonnen hat.

Ein halbes Jahr hat er gedauert, die Advokaten haben schön geredet, und lateinisch ist schier mehr gespracht worden wie deutsch. Also Ranftlmoser, was willst noch mehr? Die Fretter im Dorf möchten auch diemal eine Gaudi haben; jetzt haben sie noch einmal so viel Respekt vor den Zwei.

Bloß der Häusler Felberhofer hat einmal den Scheiblhuber im Wirtshaus spöttisch gefragt, was denn der ganze Guggenbichlacker kostet, wenn drei Händ voll davon schon dreihundert Mark wert sind.

Der Habnichts! Das Tröpfel, das armselige!





Der Hofbauer

„Wenn Sie ein beliebter Anwalt werden wollen, so müssen Sie vor allem bestrebt sein, aus den umständlichen Erzählungen der kleinen Leute das Wesentliche herauszufinden; dies werden Sie am besten durch ruhiges Zuhören erreichen. Als Gewissensrat müssen Sie es hinnehmen, wenn Ihnen jemand sein ganzes Herz ausschüttet. Ungeduld würde nur schaden, und Sie werden diese auch nicht aufkommen lassen, wenn Sie daran denken, welch' hohes Vertrauen Ihnen jeder entgegenbringt, der ihren Rat als Richtschnur für eine wichtige Handlung erhalten will . . . ich habe nie begriffen, wie ein Anwalt es über sich bringen kann, grob zu sein." . . .

Diese schönen Grundsätze stehen in dem Briefe meines Freundes, der es nicht unterlassen kann, mir gute Lehren zu geben.

Sehr gut gesagt, mein Bester! Wollen wir weiter lesen. „ . . . Der Beruf des Anwaltes hat noch etwas an sich von dem edlen Verhältnisse des römischen Patronus zum hilfsbedürftigen Klienten . . ." In diesem Augenblicke haut jemand mit dem Stecken an meine Gangtüre und poltert mit den Stiefeln dagegen. Die Haushälterin

kennt sich gleich aus; das ist wieder einer aus der Moosgegend, wo sie die elektrischen Klingeln noch nicht kennen.

Sie öffnet also. Ein paar unartikulierte Laute, dann erscheint im Türrahmen ein Bauer, der aussieht, wie alle, und nach feuchtem Leder riecht, ebenfalls wie alle. Zuerst wickelt er sich vom Halse ein drei Meter langes, wollenes Tuch, legt es auf ein paar frisch beschriebene Bogen Papier, sucht für seinen Gehstock eine passende Zimmerecke und entfernt dann von seinem Hut allen Schnee, welcher darauf lag, indem er ihn heftig gegen meinen Schreibtisch hin schwingt.

„S' Good, Herr Dokta! Ich hätt' a Frag."

„So?" Setzen Sie sich nieder und sagen's mir einmal zuerst, wer Sie sind."

„Ja, der Hofbauer war i."

„Waren Sie? Und wer sind's denn jetzt?"

„Ja, i war's no."

„Aha, Sie sind's noch?"

Nach einigem Frage- und Antwortspiel sind wir so weit, daß ich weiß: er heißt Pius Reidel, ist der Hofbauer in Zeidelfing, verheiratet und katholisch.

„So, Hofbauer, was für einen Schmerz haben wir denn?"

„Ja, indem daß er wegen Körperverletzung angeklagt ist, unschuldig und von lauter meineidigen Zeugen."

„Hm! Sind's schon einmal bestraft worden?"

„Na! . . . dös hoaßt bloß dreimal, aber auch unschuldig . . . Wie's halt oft geht; die Leut' sind schon einmal so schlecht heutzutag."

„Hm! Hm! Nun erzählen's mir einmal kurz, was Ihnen passiert ist."

Kurz! Ja freilich! Das geht nicht so geschwind.

Das geht alles der Reihe nach, Ordnung muß sein, und für was is denn der Advokat da?

Und so fängt er denn an. Wie er in der Früh aufgestanden ist und an nichts gedacht hat; wie er dann schön langsam zum Wirt hinunter gegangen ist; wer ihm begegnet ist und was sie geredet haben; wer beim Wirt schon da war, und wie er eine Maß getrunken hat, und dann noch eine und hernach wieder eine.

Und wie er immer noch an nichts gedacht hat. Daß dann am andern Tische der Pfeifergütler von Huglfing gesessen ist, der miserabelste Mensch, seitdem das Schlechtsein erfunden worden ist. Mit dem er schon vor fünf Jahren einen Prozeß gehabt hat; wissen's, wegen dem Kirchenweg, der eigentlich kein Kirchenweg gar nicht war, weil er über seinen Grund geführt hat.

Jetzt kommt der alte Prozeß in die Erzählung.

„Hofbauer, geht es gar nicht ein Bissel kürzer?"

„Na! I muaß 's Eana g'nau verzählen, damit's Eana auskennan . . ."

Also hü! Ja, der alte Prozeß, und wie er ihn verloren hat durch den Meineid vom Pfeifer. Wie er ihm das am kritischen Tage hernach hingerieben hat und wie sie in das Streiten gekommen sind.

Dann ist der Pfeifer aufgestanden und hat gesagt: Hofbauer, hat er gesagt, jetzt kann ich nimmer anders und dabei hat er ihm zwei auf den rechten Backen hingehauen.

„So hat er's gemacht — die Erzählung bringt der Hofbauer jetzt hochdeutsch und sehr dramatisch — so hat er's gemacht."



Er wischt sich mit der Hand über das Gesicht, um mir seine Watschen recht zu veranschaulichen.

Und dann hat ihm der Pfeifer links zwei hingehauen — so . . .

Und dann hat er ihm unter das Kinn dreimal gestoßen — der Hofbauer macht es so deutlich, daß ihm die Zähne klappern — ja, und dann hat er ihn bei den Haaren genommen und hat ihm den Kopf an die Türe hingedruckt und ist auf- und abgefahren damit, nämlich mit dem Kopf . . .

„Ah? Merkwürdig! Und das hat sich der Hofbauer alles ruhig gefallen lassen?"

„Freilich! Was willst denn machen mit solchene wüste Leut?"

„Dann möcht' ich aber doch schon wissen, Hofbauer, warum Sie wegen Körperverletzung angeklagt worden sind? Da sollten Sie doch eher eine Extrabelobigung kriegen wegen Ihrer Friedfertigkeit?"

Ja, das ist aber die Schlechtigkeit! Der Pfeifer behaupt' jetzt, daß ihm der Hofbauer einen Maßkrug am Schädel zerschlagen hat, und hat drei elendige Lumpen gefunden, die es beschwören wollen. Es ist kein Wort davon wahr; er hat bloß einen Maßkrug in der Hand gehabt, der ist aber selber zerbrochen; es wird schon wer daran hingekommen sein.

Der Hofbauer kennt vier Leute, die bestätigen werden, daß sie nichts gesehen haben ....

Ich glaubte nun, annehmen zu dürfen, daß er mit seiner Erzählung fertig sei, und erkläre ihm, daß ich ihn verteidigen wolle. Allein er geht noch nicht. Jedesmal, wenn ich Abschied nehmen will und sagte: Also, ist schon recht, Hofbauer, jetzt sind wir fertig, oder: B'hüt Gott, Hofbauer, schauen's, daß 's gut heimkommen, fangt er wieder an: Ja, „Esel verdächtiger", hat der Pfeifer gesagt, und „Du ganz schlechter Kerl", und dann hat er gesagt: Hofbauer, hat er gesagt, jetzt kann ich nimmer anders und hat ihm zwei hingehauen. Zwei auf den rechten Backen und zwei auf den linken. Ob das in Bayern erlaubt ist?...

Ich bekomme allmählich das Gefühl, als ob mir einer die Haare einzeln ausrisse oder Zähne ausziehe.

„Nein, das ist in Bayern nicht erlaubt, Hofbauer; aber ich habe jetzt keine Zeit mehr, Ihnen das zu erklären. Kommen Sie vor der Verhandlung meinetwegen noch einmal her. Für heute sind wir fertig. Adieu!"

Das versteht er endlich und macht sich zum Aufbruch fertig.

Aber es hat noch nie jemand so lange gebraucht, um drei Meter Tuch um den Hals zu wickeln, wie der Hofbauer, und noch nie hat jemand seinen Stock so lange von allen Seiten betrachtet wie er.

Gott sei Dank! Jetzt ist er draußen, und ich lehne mich erschöpft im Lehnsessel zurück.

Aber was ist denn das? Es klopft jemand? Richtig! Es ist der Hofbauer. „Herr Dokta, i hab no was vergessen. Moana's (meinen Sie), daß mir dös beim G'richt glabt (geglaubt) werd'?"

„Was denn?"

„Ja, dös mit dem Maßkrug? Daß er von selm z'brochen is?"

„Nein, das wird Ihnen nicht geglaubt. Aber Sie können's ja probieren."

„Ja, i wer mir's überlegen. Adies, Herr Dokto, i kimm bald wieda."

Diesmal geht er wirklich, und ich denke zwei Tage weder an Pius Reidel, noch an Castulus Pfeifer. Am dritten Tag, so in der Früh gegen sechs Uhr, bei stockfinsterer Nacht läutet es. Ich höre schwere Fußtritte und dann klopft es.

„Herr Doktor, Sie möchten aufstehen, ein Bauer ist da, der Sie sprechen muß."

„Na, wenn schon, dann schon!"

Raus aus dem Bette, angekleidet und in die Kanzlei.

„Himmel, Herr . . . ., der Pius Reidel aus Zeidelfing!"

„S'Good, Herr Dokta, i bin a bisl fruah dran; aber i hab mir denkt, i muaß Eana glei aufsucha, daß Eana net umasunst plagen. Wissen's, i hab mir dö G'schicht überlegt; i laß mi halt in Gott's Namen strafa und tua net lang rum. Sie brauchen mi net z'verteidingen. Die Bäuerin hat aa g'sagt, es kost g'rad mehra . . ."

„Soo? Pius Reidel!" schrei ich, „Pius Reidel! Wie viel Watschen hat Ihnen der Pfeifer hingehauen?"

„Ja, zwoa auf den rechten Backen, und nacha zwoa auf den linken Backen und nacha . . ."

„Halt! Macht bloß vier. Wenn Sie den Castulus Pfeifer wieder sehen, dann sagen Sie ihm in meinem Auftrag, er sei ein Ehrenmann, aber eine Watschen auf jeden Backen ist er Ihnen noch schuldig. Alle guten Dinge sind drei. Verstehen Sie mich? Und jetzt marsch naus!"

Es wurde mir gleich wieder besser zu Mute, als ich meinem Zorne auf diese Weise Luft verschafft hatte. Ich konnte sogar eine halbe Stunde später beim

Kaffee die Rede eines Abgeordneten lesen, und zwar bis zu Ende, welcher für die Errichtung von Volksbureaus plaidierte. Denn, sagte er, meine Herren! man findet es heute nur zu häufig, daß die Anwälte sich nicht die Zeit nehmen, oder ich will sagen, nicht nehmen können, um dem hilfesuchenden Publikum diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, welche es beanspruchen kann, darf und muß usw. usw. Ja, wohl!





Kirta!

„Lang die Pfanna aba, Nannl! hol 's Mehl aus der Truchen und an Laib Schmalz!“

In der Kuchel steht die Bäuerin vor dem Herd; das Feuer wirft einen glutroten Schein auf ihr kugelrundes Gesicht; mit dem Kochlöffel taucht sie die Küchelu unter und wendet sie um; die Holzscheitel krachen, das Schmalz kocht und prasselt und spritzt.

Grad lustig is. Hint im Hof grunzt die Sau; der Bauer wetzt das Messer und probiert die Schneid', ob sie noch nicht fein genug ist. Der Vitus legt den Stecken in den Brunnentrog, daß er hart wird auf morgen; die Mariandl und die Creszenz laufen Stiegen auf, Stiegen ab, rennen aneinander und kriechen Lachkrämpf. In der Stuben drin probiert der Oberknecht zum dreißigstenmal auf der Ziehharmonika das Lied: „Mür kemmans vom Gá—búrg“, und der Großvater haut sich vor lauter Freud' eine Pris nach der andern auf den Daumennagel.

„Huió! Morgen is Kirta!“

Das größte Fest im ganzen Jahr, auf das sich jeder Ehhalten, jeder Austrägler gewissenhaft vorsieht, wo das Essen notarisch gemacht ist und auf Grund rechtskräftiger Urkunden geschieht. Morgen gibt es G'selchtes und von „allem, was geschlachtet wird, zwei Pfund“. So ist's geschrieben worden, und so geschieht es; von seinem Recht geht kein richtiger Bauernmensch weg.

Ahnungsvoll dämmert der Morgen herauf. Heut' braucht der Bauer von seinen Dienstboten keinen einzigen zu wecken. Der erste ist der Oberknecht Hansgirgl. Er tut heut' ein Übriges und wascht sich am Brunnen den ganzen Kopf, noch dazu mit der Seifen; dann fahrt er mit einer Art vom Kamm durch die nassen Haare und zieht sich einen schönen Scheitel, wobei er in den kleinen Handspiegel schaut, der auf dem Brunnenrand liegt. Jetzt spuckt er in die Händ, pappt sich zwei Kriegslocken bis an die Augenbrauen fest hin und fahrt dann mit dem Roßstriegel über das ganze Bild. Nun er fertig ist, stimmt er voll innerer Zufriedenheit ein Lied an:

Des Morgens, wenn — die Sonn' aufgeht
Und wenn das Gras — im Tau dasteht,
Dann treib' ich mei — ne Küh' dahin,
Dort wo ich ganz — alleine bin.

Er zieht den rechten Fuß in die Höh, patscht mit den Händen über dem Kopf zusammen und stoßt einen gellenden Pfiff aus, daß es kein Indianer besser kann.

In der Stuben trifft er die Andern gerade so lustig und aufgeregt, wie er selbst ist. Die Weibsleute besonders können es kaum erwarten, daß fortgegangen wird. Jede hat schon den Korb auf dem Schoß und verdeckt das Strohgeflechte mit der linken Hand, während mit der rechten die Nudel eingetaucht wird. Da ist nichts zu bemerken von der bedächtigen Ruhe, mit der sonst die Kaffeesuppe ausgelöffelt wird. Ohne Unterschied des Ranges langt jedes hinein, ja es kommt sogar vor, daß ausgesetzt wird, wenn z. B. die Nandel der Creszenz einen Renner gibt und alle zwei am Lachen und einem Trumm Nudel zu ersticken drohen. Bloß der Großvater paßt auf die Spassetln nicht auf; das Getu ist ihm zuwider. Die jungen Leut' sind so dumm und wissen nicht, was gut ist. Er sitzt ganz dicht bei der Schüssel, schneidet schön stad ein Stück von dem vertragsmäßigen Geselchten nach dem andern ab und taucht es mit der Nudel in den Kaffee.

Was für ein schöner Tag heut ist! Die Sonne ist über den Nebel Herr geworden und hat ihn herunter gedrückt, daß er jetzt wie ein feiner Rauch über den Wiesen liegt; die Luft ist so klar, daß man weit und breit alle Kirchtürme sieht, und der vordere Wind geht frisch über die Stoppelfelder. Aus allen Häusern



kommen die Leut zum Kirchgang, auf allen Steigeln sieht man die schwarzseidenen Kopftücheln in der Sonne glänzen und die buntfarbigen Röcke. Ein recht friedsames Bild. Auch der Hansgirgl und der Vitus marschieren tapfer hinter ihren Weibsleuten daher.

„Moanst lei, Hansgirgl, daß heint die Kraglfinger beim Unterwirt san?"

„Ehender, wia nöt, Vitus."

„Was moanst nacha? Epper is der Leixentoni aa dabei; auf den bin i scho lang häßlich."

„Hinschaugn thean ma, des is meine Meinigung," sagt der Hansgirgl. Und dem Vitus ist es recht; für was hätte er denn seinen Stecken im Wasser liegen lassen?

Nach der Kirche kriegen die Wirte ihr Recht. Alle Bänke sind gedrückt voll, und alleweil drucken wieder neue Gäst bei der Tür herein; der Wirt kommt nimmer aus dem Grüßen und Zutrinken heraus. „S'Goot, Scheiblhuaba; aar auf da Höh? Ein paar Antenvierteln hätt i und a Gans. Aa, daLoibl is a do; für die hätt i a Schweiners oder a Nierenbratl. Was d' liaba magst! Wer schreit da hint? Ich siech Enk scho, reißt's mi no nöt in da Mitt ausanand; Des kriegt's Enkere Würscht scho."

So hat er für jeden den richtigen Gruß und nach Stand und Vermögen das richtige Essen; er fragt nicht lang, was einer will. Wie ein Feldherr steht er da in dem Gewühl, das immer ärger wird. Die Fenster sind geschlossen; die Hitz wird immer ärger, und der Rauch streicht wie ein starker Herbstnebel in der Stuben herum. Immer lauter wird der Disputat über Gersten, Korn und Haber, über die Gäul und das Kühviech.

Beim Unterbräu geht es am lustigsten zu; da wird getanzt. Der Baß brummt und die Klankenetten pfeift; der Staub wirbelt auf, und so eintönig geht das Schleifen und Stampfen, als tät eine Maschine die Arbeit verrichten. Aus dem Dunst tauchen die rotglühenden Gesichter auf und verschwinden wieder; gesprochen wird nichts, man hört bloß Keuchen und Schnaufen, und ab und zu im Übermaß des Entzückens ein gellendes Schreien und Pfeifen.

Huió, heut' is Kirta!



Schaut's den Vitus an! Das ist der Allerreschește. Mitten drin schmeißt er den Hut auf den Boden, schaut ihn stier an und tanzt um ihn herum wie ein Spielhahn. Den müßte der Buffalo Bill haben, wenn er ihn sehen tät, den ließ er nimmer aus. Und dabei weiß er es immer so einzurichten, daß er einem Kragl-finger auf die Zehen tritt. Das dauert nicht mehr lang, das tut kein gut. Richtig, jetzt rennt er dem Leixentoni seine Tänzerin um.

„Kannst net Acht geben, damischer Tropf?"

„Auf kein Kraglfinger geb i net Acht."

„Was thuast net? Was hast g'sagt?"

„Geh her, wennst a Schneid hast!"

„Geh du her! I bin scho da."

Hói Kraglfinger! Hói Guglfinger!

Und jetzt geht's los. Ein Schieben und Drängen, jeder Bursche nimmt Partei; die Mädel drücken sich zusammen wie eine Herd Gäns. Wütendes Schreien und Schimpfen; runter über die Stiegen, raus auf die Straß. Pitsch, Patsch; Pitsch, Patsch! Die Stadtleut täten meinen, es wird Korn gedroschen, so haueu sich die Burschen mit den Gehsteckerln auf die Köpfe; weil keiner einen Hut auf hat, schnallt es so laut.

Die Dämmerung bricht herein; der festliche Tag geht zur Neige; auch das Schönste kann ja nicht ewig dauern.

Jetzt sieht man auf den Feldwegen schwankende Gestalten; da und dort lehnt einer am Zaun und führt tiefsinnige Gespräche mit sich selbst. Weiber führen ihre Gatten und sind ihnen Stab und Stütze; hie und da bricht wohl auch Einer mit einem Wehelaut zusammen und rennt den Kopf in einen Scheerhaufen. Die Nacht bedeckt mit ihrem mitleidigen Schleier die traurigen Bilder.

In seiner Kammer liegt der Vitus mit drei frischen Löchern im Kopfe. Neben dran ächzt der Großvater in schwerer Bedrängnis. Er hat zwar das Ge-selchte und Schweinerne pflichtmäßig gegessen, aber von dem Kälbernen hat er nur fünf Vierlinge zusammengebracht. Das hat ihn abscheulich gift und auf das Krankenlager geworfen.

Jetzt hat der Bader gute Täg.





Solide Köpfe

Im Hausflure des Amtsgerichtes hängt an der Wand eine große schwarze Tafel, und auf derselben ist ein Bogen Papier mit roten Oblaten angepappt. Wir können im Augenblicke nicht lesen, was darauf geschrieben steht, denn so ein Stücker fünfzehn Bauernburschen stehen davor und probieren, ob sie das Hackelwerk nicht herausbuchstabieren können. Der Vitus vom Lenzbauern in Huglfing bringt es fertig, und wie er mit dem Stecken Zeile für

Zeile nachfährt, tut er uns und seinen Gefreunden den Gefallen und liest es mit lauter und sehr vernehmlicher Stimme vor.

„Sützung — halt a wengl — des Schäfengerüchtes — druckt's net so eina — vom 8. Januari. Vitus Kreuzpointner — aha! — und, und — dös kann i net lesen — Gä — Gä . . . — Gänossen hoaßt's — wägen Körperverletzung . . . Auweh Zwick! Dös bin i, und die Genossen seid's ös! Paßt's auf, Buam, heunt derleb'n mir was, und nix Guats. Heunt geht der schlecht Wind!"

„Mir g'fallt's aa scho lang nimmer," sagt der Oberknecht Hansgirgl, „sitter, daß ich woaß, daß dö Kraglfinger Zeugen macha därfen. Dö wer'n an abscheulichs Zeugnis ableg'n."

„Ja, und die ersten san mer aa," ruft der „Genosse" Anderl, „dös is allamol schlecht. Da ist der Herr Landrichter no frisch g'laden."

„Der letzte hat no net g'schoben," meint jetzt bedächtig dem Hofbauern sein Ältester; „dös woll ma seg'n, ob's uns was macha kinnen; mir san in einer offenbarigen Notwehr befunden gewesen; mei Vata kennt dö G'schicht von frühender her und hat g'sagt: so lang mir nix bestehen, is überhaupt nix bestanden, und dö Zeugen wer'n ganz oafach verworfa, denen werd nix glaubt und außerdem wer'ns überhaupt's meineidig g'macht." — Diese rechtlichen Ausführungen des Hofbauern Peterl machten viel Eindruck auf die Umstehenden; sie schreiten tapfer in den Sitzungssaal, umgeben von einer dicht gedrängten Schar getreuer Anhänger.

Die Nachhut bildet ein buntscheckiger Haufe Frauenzimmer; sie schreiten mit zu Boden gesenkten Köpfen hinter den Burschen in den Gerichtssaal und schieben sich in dem übervollen Zuschauerraume möglichst weit vor.

Geduldig stehen sie auf ihren Plätzen und schauen verwundert aus ihren Kopftücheln heraus auf die ungewohnte Umgebung.

Ihre Gesichter verraten so eine gruselige Neugierde; aber man sieht Jeder an, daß sie viel lieber wieder draußen wäre, recht weit weg von dieser unheimlichen Feierlichkeit und den bärbeißigen Gensdarmen.

Sie halten jedoch tapfer aus, und das ist recht, denn Freud und Leid soll ein liebendes Paar gemeinsam haben; wenn er heute dem gestrengen Herrn Landrichter Red und Antwort geben muß, so ist es billig, daß sie in seiner Nähe weilt und

des Anblickes genießt, wie der Geliebte vorne beim Gerichtstische steht und verwegen schaut, eingedenk seiner Heldentaten.

Der geneigte Leser weiß wohl bereits, woran er ist, und daß er einer von den vielen Gerichtsverhandlungen beiwohnen kann, die sich allwöchentlich als Nachspiele der sonntäglichen Vergnügungen abwickeln.

Ich will aber nicht nach bekannten Mustern Bericht erstatten, was der Vitus, der Anderl, der Peterl und die sämtlichen Hintersassen auf die vielen unangenehmen Fragen geantwortet haben; ich will keine Musterkarte der unzähligen und mannigfaltigen Ausdrücke geben, durch welche ständige Übung und uraltes Herkommen die Sprache bereicherten, und die alle miteinander nur den an sich so einfachen Vorgang des Prügelns und Geprügeltwerdens bezeichnen wollen.

Ich verzichte darauf, den wundervollen Bilderreichtum, welchen hierin unsere Sprache besitzt, zu schildern und darzutun, woher es denn eigentlich kommt, daß meine Landsleute für jeden Teil des menschlichen Körpers ebensowohl eine eigene Art der Verletzung, als eine drastische Bezeichnung hierfür kennen.

Also davon will ich nicht reden, sondern von etwas anderem, was gewiß erwähnenswerter ist, und was von Rechtswegen schon längst in der Naturgeschichte mit Auszeichnung hätte erwähnt werden müssen.

Ich meine die merkwürdige Beschaffenheit der Köpfe unserer Dorfjugend.

Es gibt heute noch viele gescheite Leute, z. B. Professoren, welche glauben, daß Holz oder Eisen widerstandsfähiger, härter ist, als die menschliche Schädeldecke. Das ist nicht richtig. Wenigstens nicht in den gesegneten Gefilden Ober- und Niederbayerns.

Für einen, der hieran zweifeln wollte, ist diese Verhandlung lehrreich; er wird zugeben, daß er hier den stärksten Köpfen unseres Jahrhunderts begegnet ist.

Der Vorsitzende hat soeben den Schöffen erklärt, daß die zu bestrafenden Körperverletzungen mit „gefährlichen Werkzeugen" verübt wurden, und befiehlt dem Gerichtsdiener, diese Werkzeuge herbeizuschaffen. Jetzt beginnt im Hausgange ein Poltern und Klirren und Rasseln, daß man vermeinen könnte, nebenan würde eine Folterkammer oder ein alter Eisenladen ausgeräumt. Schweren Schrittes erscheint hochbepackt der Gerichtsdiener, und hinter ihm schleift und zerrt sein Gehilfe noch

verschiedene Gegenstände, die offenbar einer Ökonomie-Einrichtung angehören und so ziemlich die gesamte „Baumannsfahrnis“ eines mäßig begüterten Häuslers darstellen. Die Dinger werden schön gruppiert vor dem Gerichtstische niedergelegt, und wenn vielleicht jemand im Zuhörer-Raume der Meinung war, daß eine Versteigerung oder so etwas erfolgen werde, so befand er sich in einem Irrtum.

Dies sind nämlich die „Werkzeuge“, welche unser Vitus, Peterl, Anderl ꝛc. ꝛc in ihrer offenbaren Notwehr benützten, um sich nur einigermaßen gegen unvorhergesehene Angriffe zu schützen. Es verlohnt sich wirklich, dieselben näher zu betrachten. Da ist zunächst der Hälfteteil eines Schubkarrengestells, nebendran liegen zwei oder drei Wagscheiteln, ein Hemmschuh mit Sperrkette und Holzteile, die ersichtlich vor nicht langer Zeit zu den Bestandteilen eines Leiterwagens gehörten. An Stall-Einrichtung bemerken wir: einen Melkstuhl, den Stiel einer Mistgabel und vier oder fünf Ketten, die sonst zum Anhängen des Rindviehes dienen; daran reihen sich Schwartlinge, Latten, Peitschenstiele und ein abgebrochener Brunnendengel . . . Alle diese Gegenstände tragen die Spuren fleißigen Gebrauches. Die Eisenteile haben Beulen und Düllen, was darauf schließen läßt, daß sie mit *sehr harten* Körpern in Berührung kamen; die Holzteile sind fast alle zerfetzt, an den oberen Enden weich geschlagen und zerquetscht, in Schiefern zerkliebt.



Angesichts dieser Waffen hören wir mit wachsender Bewunderung die Anklageschrift verlesen; sie hört sich an wie ein neues Nibelungenlied. Mit diesen eichenen, buchenen und eisernen Wehren haben die grimmen Huglfinger Helden gestritten gegen die Mannen von Kraglfing und Hiebe ausgeteilt, daß der weite Saal des Unterbräu erdröhnte von ihrem Schalle.

Und alles um sie herum ging zu Grunde, nichts blieb ganz, kein Krug, keine Bank, kein Stuhl; nur die Köpfe hielten es aus.

Denn, lieber Leser, schau nur hin, wie dort die Kraglfinger Zeugen aufmarschieren; nach dem Gehörten hast du vielleicht gemeint, daß die ganze männliche Jugend von Kraglfing auf das Krankenlager geworfen sei, oder sich nur mehr mit Hilfe von Krückstöcken jämmerlich fortbewegen könne. Nichts von alledem ist richtig. Es ist eine wirkliche Freude, ihnen zuzuhören, mit welcher Gleichgiltigkeit sie das Ereignis behandeln. Die meisten von ihnen erzählen, daß sie nur ein gewisses Brummen im Schädel verspürten, versichern aber treuherzig, daß sie darauf kein Gewicht legten. Nur zwei oder drei Burschen bestehen darauf, daß sie nach der Affaire beschränkt waren, d. h. arbeitsbeschränkt, denn für das andere wird ja kein Schmerzensgeld bezahlt.

Ihre Wehleidigkeit erregt im Zuhörerraume Entrüstung; es ist nicht recht und wirft ein schiefes Licht auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen, daß sie wegen dem bissel „Sonntagsgaudi" ein solches Getu haben. Das ist eine Schande für die Gemeinde, und der Bürgermeister von Kraglfing nimmt sich fest vor, den Burschen ernstlich ins Gewissen zu reden.

Zum Glück sind es bloß ein paar, die sich auf diese Weise blamieren; und so fällt auch die Strafe gegen die Huglfinger Heldenschaft recht gelinde aus — zur großen Zufriedenheit aller Anwesenden.

Die gutmütigen Burschen von Kraglfing hegen nicht den geringsten Groll; sie trösten sich mit dem Zeugengeld und dem fröhlichen Bewußtsein, daß in den heimatlichen Brunnentrögen gar mancher Haselnußstecken im Wasser liegt, um hart zu werden für den demnächstigen Revanchekrieg.

Und du, freundlicher Leser? Gibst du nicht dem alten Gerichtsdiener Schneckel Recht, der beim Wegräumen der Ökonomiegeräte brummt: „Dös hoaßt ma jetzt ‚g'fährliches Werkzeug!' Derweil is das ganze Glump hin worden. Schad' für das schöne Sach! A ganze Hauseinrichtung und Brautsteuer kunnt ma mit der größten Leichtigkeit auf dö gußeisernen Köpf z'sammschlagen!"

Es geht nix über a guate G'sundheit.



Der Wilderer

Auf dem engen Fußpfade, welcher durch das Moos führt, schreiten drei Männer. Mißmutig und schweigsam. Sie waten durch das Schilfgras, welches ihnen oft bis zu den Knieen reicht, winden sich durch einen Weidenbusch, der ihnen mit den schlanken Gerten in die Gesichter schlägt, und müssen bald über einen Torfgraben springen, bald über einen breiten Wassertümpel von einem schlüpfrigen Steine zum andern wegsetzen.

Da verginge jedem der Humor, zumal wenn er bei der drückenden Hitze ein Gewehr mitschleppen müßte, das beim Gehen und Springen hinderlich fällt.

Nun bleibt der vorderste stehen und nimmt die Dienstmütze ab, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

„Himmelsternlaudon!“ wendet er sich zu den zwei Gefährten, „da hat uns der Förster wieder amal a schöne Arbeit ang'richt.

Drei Stund' im Moos laufen bei der Prügelhitz, und is doch für die Katz.“



„Ja, das macht der neue Herr Jagdg'hilf," brummt der zweite, „der hört das Gras wachsen und meint, er muß den Niederegger fangen. Wir Gensdarmen können nachher die Suppen auslöffeln und uns die Füß' wegrennen. Passen's nur auf, Herr Kommandant, wir werd'n heut noch g'waschen, daß uns das Wasser bei den Stiefeln herausrinnt."

„Ich glaub's selber; also vorwärts marsch! Vielleicht kommen wir noch, vor es anfangt."

Und die drei gehen, so rasch es der Weg erlaubt, weiter.

Die Sonne hat sich nunmehr hinter den drohenden Gewitterwolken versteckt.

Ein kühler Wind streicht über das Moos und weht ihnen starken Erdgeruch, vermischt mit dem betäubenden Dufte des Pfeffermünzkrautes, entgegen. Über die Moortümpel und über den breiten Bach, der sich wie Schlinggewächse durch die Heide windet, jagen dunkle Schatten.

Schon beginnen schwer aufschlagend einzelne Tropfen zu fallen, und die drei schauen sich, hastiger ausschreitend, nach einem Obdach um. Ihre Blicke eilen über die schwarzbraunen Torfgräben, die wie drohende Festungswälle aus dem heftig bewegten Grase hervorragen, hinweg; nun haften sie an einer kleinen Hütte, die mit ihrem windschiefen Dache aus Erlenbüschen und Birken vorlugt.

Es war nicht leicht, sie zu sehen; denn die graue, verwitterte Farbe der Mauer hebt sich kaum von dem Gewitterhimmel ab, und wenn nicht ein heftiger Windstoß die Birken niedergebeugt und so einen Augenblick den Dachfirst gezeigt hätte, so wäre die Hütte den Gensdarmen noch eine Weile verborgen geblieben, obwohl ihr Anführer sie schon etliche Mal besucht hatte.

Jetzt ist sie aber einmal entdeckt, und es hilft nichts mehr, daß die grünen Zweige das Geheimnis wieder zu verbergen streben.

Die Ankunft der fremden Männer bringt großen Aufruhr hervor.

Ein schwarzgefleckter Spitz stürzt wütend aus der Hundehütte und rast heiser bellend im Kreise an seiner Kette herum.

Ein paar Gänse heben erstaunt die langen Hälse aus der Schmutzpfütze und schnattern, erst leise, als wollten sie die Eindringlinge zur Rede stellen, was sie eigentlich hier zu tun hätten, dann immer lauter, als seien sie sehr erzürnt darüber, daß sie keine Antwort erhalten.

Die Hühner stimmen mit ein und laufen schimpfend über den Dunghaufen. Eine große, schwarze Katze wirft im Davoneilen gebleichte Pferdeschädel und Knochen, die unter der Haselnußstaude aufgeschichtet lagen, um und klettert auf

das Dach, von wo sie mit den großen, grünlichen Augen verwundert auf die Fremden herunterschaut. Die Hütte selbst liegt wie ausgestorben da.

Nur aus dem Anbau, der sich noch am stattlichsten zeigt, tönt dumpfes Poltern und Stampfen.

Der Kommandant schaut zu dem kleinen Fenster hinein und erblickt ein riesenhaftes Untier, das hier eingemauert ist und bis an die Decke reicht.

Erst, nachdem sich sein Auge an die Dämmerung des Raumes gewöhnt, erkennt er in dem Ungeheuer ein breitrückiges, hochgewachsenes Pferd.

„He, halloh! Niemand da?“ ruft jetzt der Kommandant und rüttelt an der Haustüre, die unmittelbar neben dem Stalle ist.

Da sie versperrt ist und dem Druck nicht nachgibt, geht er einige Schritte vor und schaut in gebückter Stellung zum nächsten Fenster hinein.

Er sieht einen rauchgeschwärzten kleinen Raum, so niedrig, daß ein halberwachsener Junge nicht aufrecht darin stehen könnte. An der einen Wand ist ein Ofen, der zugleich als Herd benutzt wird; nebenan steht ein Tisch mit drei Füßen; der vierte Fuß ist ersetzt durch einen unbeschälten kräftigen Baumast, der mit starken Nägeln an die Tischplatte angenagelt ist.

„Niemand da?“ fragt der Kommandant wieder, „ich trau mir z'wetten, daß uns der Gauner schon lang hat herkommen sehen. Jetzt tut er, als müßten wir ihn erst aufwecken aus seinem christlichen Schlaf.“

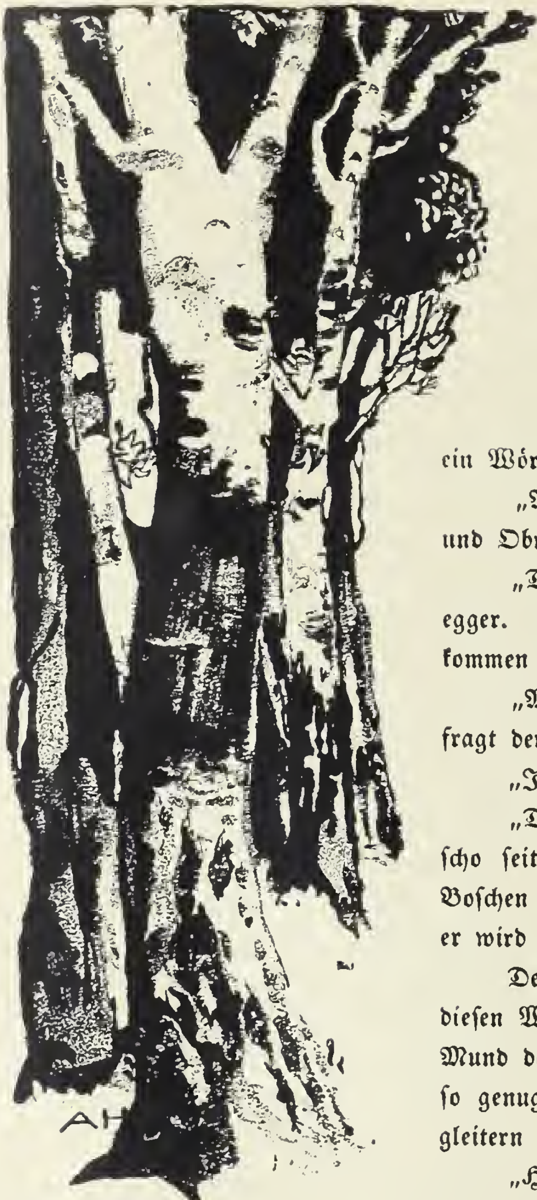
In dem Augenblicke biegt um die Ecke ein hochgewachsener Mann in den mittleren Jahren.

Er geht etwas nach vorne gebeugt und zieht die Schultern auf.

Aus dem verwitterten Gesichte, das durch die vorspringende scharf geschnittene Nase einen fast martialischen Ausdruck erhält, blicken ein paar listige graue Augen, die ebenso wie ein Zug um den Mund große Schlauheit verraten.

Mit einem kurzen scharfen Blicke mustert er die Gensdarmen; dann schaut er sie unbefangen an, und keinen Augenblick zeigt er auch nur die geringste Überraschung.

Er stellt einen Heurechen, den er in der linken Hand getragen hatte, an die Wand und sagt freundlich grüßend:



„Ah! s' Good de Herrna! A wengl untasteh z'wegen an Wetta?"

„Ja, mir werden ein bissel länger dableiben, Niederegger," antwortet der Kommandant.

„O mei, es schaugt si bloß so g'fahrli her. Dös tuat net viel. I glab net amal, daß 's zum Rengna kimmt."

„Ja, wegen dem Wetter bleiben wir net da; ich hab mit dir selber ein Wörtel z' reden."

„Mit mir? Wüßt net, daß i mit G'richt und Obrigkeit was z'toa hätt'."

„Das wirst schon inne werden, Niederegger. Wenn bloß der Jagdg'hilf einmal kommen tät!"

„Moanas an Jagdg'hilf Blausteiner?" fragt der Niederegger.

„Ja."

„Der ko net weit weg sei. I siech'n scho seit oana Stund allaweil dort hinta de Boschen umanand schliafen. I ho mir denkt, er wird a bißl jagern."

Der Kommandant sieht nicht, daß bei diesen Worten ein verhaltenes Lachen um den Mund des Niederegger zuckt. Aber er hat auch so genug gehört und flüstert den beiden Begleitern zu:

„Hab i's net g'sagt? Der Tropfenberger hat uns alle mit einander schon lang

beobacht. Den g'scheidten Jagdg'hilfen erst recht. Der hat g'meint, wie schlau er's macht, wenn er von der andern Seit herschleicht und um die Hütten herumspioniert. No, da kommt er ja selber. Grüß Gott, Herr Blausteiner, Sie bleiben lang aus."

„Waar net üb'l! I bi scho a Stund länger do, wia Sie. I hab de Spitzbuabnbande a'pürscht wia'r an Rehbock und bi bis jetzt auf'n Lugaus g'sess'n."

„Weiß schon," sagt der Kommandant, „das hat uns der Niederegger bereits bestätigt."

„Was?"

„Jawohl! Und wann Ihnen die Rehböck auch so schnell spannen, nachher werden's net viel schießen."

„Oho! Der Herrgotts . . . ."

„Beruhigen's Ihnen nur. Jetzt is schon g'schehen. Gehen wir gleich ans Geschäft, helfen tut's doch nix."

„Niederegger!" fährt er in dienstlichem Ton fort, „in der letzten Zeit sind wieder Schlingen gefunden worden; auch hat man Spuren entdeckt, daß ein Reh eingegangen ist. Sie sind dringend verdächtig, und wir müssen Haussuchung halten."

„Wos? Haussuachung?"

„Bei r' an Menschen, der seine Steuarn und Abgab'n zahlt? Wo ko mi oana beweis'n, daß i scho amol d' Nächsten Guat ang'rührt hätt. . . ."

„Red net lang und sperr auf!"

Der Niederegger beteuert noch mal seine Unschuld und ruft alle Heiligen zum Zeugen an, daß ihm Unrecht geschieht. Dann stößt er einen scharfen Pfiff aus und schreit:

„Loni, schaug oba! G'richt und Obrigkeit san do! Mach d' Tür auf!" —

Durch eine Dachluke schiebt sich ein weiblicher Kopf, scharf geschnitten wie der eines Raubvogels, und eine gellende Stimme ruft:

„Wos geit's?"

„Aufmacha sollst! De Herrn Schandarm mecht'n unsa bißl Hab und Guat a'schaug'n."

„Ein bissel g'schwind!" ruft der Kommandant.

„So, so, is die gná' Frau da droben, und hat keine Ahnung, daß mir da sind? Wahrscheinli ein Mittagsschláferl g'macht?"

Inzwischen wird die Túre von innen geóffnet, und die Eintretenden, welche sich tief búcken múſsen, um nicht anzustoßen, stehen der Frau Niederegger gegenúber, welche laut úber die Schande jammert, die ihr armes Háusel trifft.



„Gib dir net lang a Múh," sagt der Kommandant, „du weißt schon seit einer Stund, daß 's Haus ausg'sucht wird. Jetzt geh voran, und du auch, Niederegger! Marsch!"

Die Hútte wird von den Gensdarmen eifrig durchsucht, wáhrend der Jagdgehilfe vor derselben Stellung nimmt.

Nach Verlauf einer halben Stunde kommen sie wieder heraus.

„Was ich g'sagt hab, nicht ein Stáuberl zu finden," ruft der Anfúhrer. „Jetzt wollen wir der Form halber noch den Hof und den Garten durchsuchen."

Das geschieht mit dem námlichen Mißerfolg, obwohl der Herr Blausteiner jeden Busch absucht, jeden Grasfleck visitiert und jedes Brett aufhebt.

Der Niederegger schaut ihm teilnahmslos zu und schúttelt nur hie und da den Kopf, als kónnt' er immer noch nicht mit dem Gedanken fertig werden, daß man so etwas von ihm glaube.

Endlich gibt auch der Jagdgehilfe das Suchen auf und schließt sich den Gendarmen an, welche zum Fortgehen bereit sind.

„No Herr Kommadant," sagt der Niederegger höflich, „jetza hat si's Wetta a vazog'n."

„Ja, schau nur, daß 's net doch amal einschlagt," sagt dieser kurz und entfernt sich langsam mit den andern.

Sie schreiten rüstig heimwärts durch das Schilfgras, und ihre Gestalten heben sich scharf von der sonnenbeschienenen Heide ab.

Der Wind trägt noch den Schall ihrer lauten Stimmen herüber, bald aber liegt die Hütte wieder in friedlicher Stille, wie sonst.

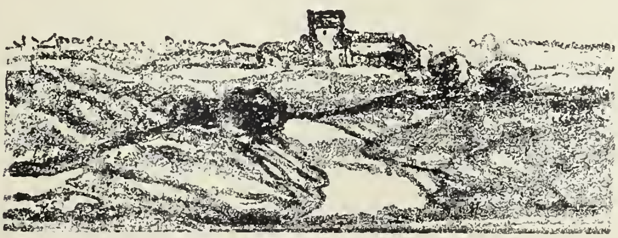
Der Niederegger steht mit einem vergnügten Schmunzeln im Hofe und spricht zu seiner Frau hinauf, die durch eine Dachluke die Abziehenden beobachtet.

„Paß auf, Bäuerin, ob da Jagdg'hilf net no amal umkehrt. Is er no dabei?"

„Ja; jetzt san's scho beim Mooshansl; es san ehana allaweil no vieri."

„So? Nacha hol i mir im Garten a paar Schlinga und geh ins Neuhäusler Moos nüber."

„Tat da Greaspecht epper gar no umkehren, nacha pfeifst, und wann d' Luft sauber is, ko'st Du a wengl zum Fischen geh; heunt beißen's." —





Der Rauchklub

Wenn einer von den geneigten Lesern nach Kraglfing kommen sollte, was ja am Ende auch nicht ausgeschlossen ist, da wird er im Nebenstübel des Wirtshauses einen blau und weiß gefärbten Schild bemerken mit der Inschrift:

„Rauchglupp Kraglfing.“

Was ist das?

Allererstens ist es ein Schreibfehler vom Schreinermeister Wagerer, der es nicht besser versteht, und es soll „Rauchklub“ heißen. Des zweiten und letzten aber ist es ein Zeichen, daß man auf dem Lande nach und nach das Bedürfnis fühlt, nicht bloß Feuerwehr-, Veteranen- und Schützenvereine, sondern auch andere Vereine zu haben.

Es ist am Land wie in der Stadt. Wenn so sechs oder sieben Leut alle Abend beisammensitzen, dann geht ihnen das Gefühl auf, als müßt es so sein, als erfüllten sie eine Pflicht. Und je weniger oft einer sonst von Gehorsam oder Pflicht wissen mag, desto merkwürdiger und wichtiger kommt es ihm vor, daß er im Wirtshaus so pünktlich ist, und er findet eine ordentliche Genugtuung darin. So, daß er sich selber vorredet, was er für ein gewissenhafter Mensch ist.

„So gern tät ich heut daheim bleiben," sagt er zu der Frau oder gar zu sich selbst, „so gern; ganz froh wär ich, wenn ich nur einmal ausrasten dürft, aber es geht nicht, es geht wirklich nicht. Ich muß zum Unterwirt. Ein wahres Kreuz ist es, aber was willst machen?"

Und im Wirtshaus fangt er dann zu sinnieren an; alles gewinnt eine gewisse Bedeutung. Der Platz, den er mit lauter Daraufsitzen blank gehobelt hat, zeigt ihm die Spur gewissenhafter Tätigkeit; das Krügel, welches er jeden Abend zur Hand nimmt, gewinnt er lieb, schier wie einen langjährigen treuen Gefährten in der Arbeit.

Und was ihm nur der Wirt verdankt! Was ihm nur der Mann Dank schuldig ist. Der muß ihn doch anschauen wie einen Brotgeber und Herrn! Er sieht ihn gern in der Stube hantieren; da fühlt er sich recht als Gönner und überzählt in Gedanken die Liter und Hektoliter, welche er weggetrunken hat.

Das ist ein saures Stück Arbeit, was er hinter sich hat, das Bier muß fort aus der Welt, und er hat sein redlich Teil getan. Man sieht, es kann sich einer als etwas Bedeutendes vorkommen, und tut doch nichts anderes als Bier trinken.

Den übrigen geht es ebenso; allein die bloße Übereinstimmung genügt nicht, man muß ihr Form und Gestalt geben, und da es einmal deutsche Eigentümlichkeit ist, über alles und jedes, besonders über Gesetze und Vorschriften herzhaft zu schimpfen, aber für das Wirtshaussitzen Statuten zu machen, gründet man einen Verein, dessen Bestimmungen jedem Mitgliede das erste halbe Jahr heiliger sind als die zehn Gebote Gottes und die Staatsgrundgesetze. Denn was ein richtiger Anhänger ist, läßt alles hinten, Weib und Kind, um für das Blühen und Gedeihen der „Concordia", oder des „Kegelklubs" oder des „betrunkenen Wagscheitels" seine ganze Persönlichkeit einzusetzen.

Und . . . ja so, da wäre ich jetzt beinahe in das Predigen hineingekommen, und ich habe doch bloß vom Kraglfinger Rauchklub erzählen wollen. Ich bin nämlich so glücklich gewesen, einer Generalversammlung desselben beizuwohnen. Das kam so.

Der Lehrer und der Förster haben mit mir Tarock gespielt. Beim vorletzten Umgang Schlag sechs Uhr, sind auf einmal die sämtlichen Mitglieder des Vereins

4*

gekommen und weil sie mich nicht hinausschaffen wollten, vielleicht auch weil sie meinten, ich könnte am Ende korrespondierendes Mitglied werden, haben sie erlaubt, daß ich der lehrreichen Beratung zuhören durfte. Zum Zeichen meiner Dankbarkeit will ich den Hergang gewissenhaft und wahrheitsgetreu erzählen.

Als die sämtlichen Mitglieder erschienen waren, nahm der Vorstand, der Badermeister Lippel, den Schlüssel und sperrte das Vereinsarchiv auf. Dasselbige war ein hoher Kasten, in welchem viele Pfeifen hingen, welche nun insgesamt in die Hände ihrer Besitzer gelangten.

Der Förster machte mich aufmerksam, daß dies ein sehr feierlicher und wichtiger Moment sei. Kein Mitglied ist nämlich berechtigt, sich selbst die Pfeife zu holen, oder gar, sie mit nach Hause zu nehmen. Jeder ist gehalten, den Tabak zu rauchen, welcher vom Ausschusse als jeweiliger Vereinstabak bestimmt wird, und es wird genau Protokoll geführt, wie viele Pakete Tabak ein jedes Mitglied im Monat verbraucht. Am Schlusse des Jahres wird verkündet, wer den größten Konsum aufweisen kann, woran sich eine Belobigung für bewiesene Anhänglichkeit reiht.

Wenn mich der Förster nicht angelogen hat, so ist die Anerkennung jedem Mitgliede mindestens so viel wert als etwa eine Belobigung von Seite der kgl. Kreisregierung.

Also, nachdem diese Zeremonie vorüber war und die Unruhe des Pfeifenstopfens und Anzündens sich gelegt hatte, stand der Herr Vorstand auf und tat einen kräftigen Räusperer.

„Bst! Bst!“ machten die andern.

„Meine Herren!“ fuhr der Herr Vorstand fort. „Meine Herren!“ Indem daß unser Verein schon zwei Jahre besteht, und indem, daß er besteht, trotz aller Angriffe und Hindernisse . . .

„Aha! Da moant er sei Frau damit,“ sagte der Förster . . .

„Das muß ich mir schon verbitten,“ schrie Herr Lippel, „verstehen's mich, ich laß mich von keinem Menschen durchaus nicht zerblecken . . .“

„Ruhe, Ruhe! Ausreden lassen! Was war denn jetzt dös! Lassen's doch unsern Herrn Vorstand mit Eanere Witz aus,“ ermahnte der Protokollführer, bis sich die Entrüstung gelegt hatte . . .

„Jawohl, meine Herren! Zwei Jahre hat unser Verein schon seine segensreiche Wirkung geübt, und immer haben wir, oder hätten wir, muß ich leider sagen, seine Fahne hochgehalten, wenn das nicht unmöglich wäre. Aber wir haben immer



noch keine, obwohl ich schon bei der Gründuug gleich gesagt habe: „Eine Fahue gehört zu allererst her.“ Und das ist auch der Grund unseres heutigen Beisammenseins. Wir müssen endlich einmal uns entschließen, ob wir wie die anderen eine Fahne haben wollen, oder ob der Verein zugrund gehen soll. Ich bitte Ihnen, daß Sie jetzt Ihre Meinung abgeben ...“

„... Bravo! Recht hat er! Bravo! ...“

Jetzt stand der Andreas Rogler, Bauer von Kraglfing auf und schrie: „Staad sein ein bißl! Ich hab auch ein G'sätzl zum Hersagen. Meine Herrna! Überall wo man hinschaugt, is ein Bannür (Panier), überall steht geschrieben und gedruckt: „wir wollen dem Bannür treu bleiben“, das Bannür gült als ein Zimbolium der

Eintracht und der Dreie. Deßweng haben sie auch bei alle Vereinigungen eine Fahnen. Bei der Militari, bei die Turner, bei die Schützen. Und unsere Veterana hamm sogar zwoa? Warum sollen den mir koan Fahnen hamm? Gerade so gut, als bei uns die Eintracht und die Dreie notwendig is, braucha mir aa ein Zimbolium. Ich bin firti."

„Bravo!" schrie der Vorstand; „das is amal ein Manneswort."

„Dös hast schön auswendi g'lernt, Roglerbauer," sagte der Förster.

Beinahe wäre wieder ein Streit ausgebrochen, wenn nicht der Hofbauer schon dagestanden wäre und mit dem Krugdeckel geklappert hätte. „Bst! Bst!"

„Meine lüben Vereinsbrider, Kameraden! Oha! Jetzt waar i beinah in mei Veteranared neikomma! Also meine Herrna! Indem daß der Rogler von dö zwoa Fahna g'redt hat, die wo wir bei unserm Veteranaverein hamm, und indem daß i scho zehn Jahr Vorstand bin, muaß i sagn: Wann er spötteln hat wollen, nachher zünd i eam a Licht auf, wann er aber dös ernst moant, alle Anerkennung. Respekt, sag i, und recht hat er. A Fahna muß her. (Bravo!) Denn meine Herrna, als alter Vorstand kenn i die G'schichten. Wo a Fahna is, da is aa a Fahnaweih! (Bravo! Bravo!)

Und wo a Fahnaweih is, da kemma Leut z'samm (Bravo!) Da kemma Verein z'samm aus sechs Stunden in der Rund (Bravo!). Und da braucht der Wirt was (Bravo!), und wenn der Wirt was vodeant, bringe mir unsere Säu und Kaibln o um a schön's Geld an (Bravo, Bravo!). I sag allaweil: Rühren muaß sie was.

Und no oans!

Was gibt's denn schöners, als wann der Verein mit da Fahna und d'Musi voro aufziagt. Dös is a Leben, und macht an Ansehn (Bravo!) So, jetzt wißt's ös."

Wenn ich ein Reichstags- oder Landtagsberichterstatter wäre, könnte ich vielleicht beschreiben, was für einen Eindruck diese Rede machte. So bin ich leider nicht imstande, es zu tun. Ich denke mir aber, daß die lauteste Rede von Bebel oder Vollmar, wenigstens was den Erfolg anbelangt, ein Pfifferling dagegen ist.

Man hat in Kraglfing schon lange gewußt, daß der Hofbauer ein gesundes Maulwerk hat, aber so — das hätt ihm doch keiner zugetraut.

Alles hat geschrien und mit Händen und Füßen getrommelt — und was die Hauptsache war, alle ohne Ausnahme haben sich überzeugen lassen.

Das soll ein anderer nachmachen!

Es ist also der Beschluß einstimmig gefaßt worden, daß der Verein Rauchklub eine seidene Fahne erhält. Die Kosten seien zwar groß, meinte einer, aber die gute Sach verlangt es, da gibt es kein Räsonnieren.

Ich habe nichts mehr zu erzählen, als daß der Herr Badermeister Lippel ein Hoch auf den Hofbauern ausbrachte; er betonte, daß der Verein glücklich sei, so edle Männer als Mitglieder zu haben, die sich aufopfern und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Worauf dann der Hofbauer erwiderte, daß auch ein solcher Vorstand ein seltenes Exemplar sei, der sich so unvergeßliche Verdienste um den Verein erwerbe.

„Unser Herr Fürstand soll leben, hoch, hoch, hoch! Mit gedämpfter Stimme hooch!“

Man sieht: es ist auf dem Lande ganz so, wie bei uns. Nächstdem erzähle ich von der Fahnenweihe, bei der aber nicht bloß der Wirt, sondern auch das Gericht und der Advokat etwas zu verdienen bekamen.





Die Fahnenweihe

Vorbereitung

Versprechen macht Halten. Deswegen will ich jetzt erzählen, wie der Kragl-finger Rauchklub seine Fahnenweihe abgehalten hat. Und zwar schön der Reihe nach.

Also eines Tages sagt der Postbote zum Badermeister Lippel: „Du, beim Postamt enten liegt schon seit drei Tåg a Kisten für di umanand. Du sollst's holen lassen, hat der Expeditor g'sagt."

„A Kisten?" fragt der Lippel und legt den Finger an die Nase, „i hob do koane mödizünischen Instrumenter net b'schtellt? Jessas na," sagt er, „dös is

am End gar unser Fahn! Da muaß i aber glei nüber zum Hofbauer, daß er einspannt."

Und eine Viertelstunde später sauste ein Wägerl mit dem Lippel und dem Hofbauern zum Dorf hinauf, daß die Stein geflogen und alle Hunde rebellisch geworden sind. „Da muaß oana schwar krank sei, weil da Bader gar so außi roast," sagte die alte Binderin, welche das Fuhrwerk sah, und bekam ein recht großes Mitleid. Die zwei aber fuhren wie der leibhaftige Satan zum Postamte Huglfing und konnten es kaum erwarten, daß ihnen die Kiste ausgeliefert wurde.

Endlich kam sie und auf dem Deckel stand: Fahnenfabrik in Bonn a. Rh. „Hurraxdax! Pack's bei der Hax! Ham ma's scho," schrie der Hofbauer. „Woaßt was, Baderwaschel, dö Fahn tean ma glei außa und fahrn damit ins Höft, daß mir was gleich segn."

„Na! Hofbauer," erwiderte spinngiftig der Lippel, „dös gibt's net. So lang i der Vorstand bi, laß i einen solchenen Frevel net zua. Wenn dö Fahn zum erschtenmal öffentli enthüllt werd, muaß da Präsentirmarsch her und a Fahnajunker mit aner Schärpen und weiße Handschuah. Dös kimmt net vor, daß an unser Ehrenbanner a jeder sei Pratzen hinwischt. Übrigens gib ich dir no lang koan Baderwaschel ab, daß d'as woaßt."

„Gehö, nur net gar a so gach! I hab Di net beleidingen wollen, Lippel. Aber mit der Fahnen, da kunnst recht hamm. Laß ma's in da Kisten drin; deswegen könna ma do aufrebelln. I hol an Schneider Toni, der muaß mitfahrn und sei Zuichharmonika spüll'n."

So geschah es. Auf dem Bocke saß der Toni und spielte ohne Aussetzen den Tölzer Schützenmarsch, und neben ihm pfiff und schnalzte der Hofbauer. Als sie beim Oberwirt ankamen, versammelte sich baldigst der Rauchklub, und es wurde im Vereinszimmer die Kiste geöffnet. Ein allgemeines Ah! ertönte, als die himmelblaue Fahne sichtbar wurde.

Sie war sehr schön, und — wie am darauffolgenden Samstag das Distriktsblatt meldete: „von blendendem Glanze, geschmackvoller Symbolik und kunstreichster Ausführung." In dem blauen Felde kreuzten sich in Gold gestickt zwei Pfeifen, über denselben schwebte ein purpurroter Tabaksbeutel. Von Eichenlaub umrankt



zeigte sich oben die Inschrift: „Rauchklub Kraglfing“ und unten: „Eintracht wohnt in unsrer Mitte.“ Zur Erhöhung der Pracht war in jedem Ecke ein silberner Stern mit Strahlen angebracht.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt hatte, wurde eine Generalversammlung abgehalten. In gehobener Stimmung schritt man zunächst zur Wahl des Fahnenjunkers. Sämmtliche Stimmen — auch seine eigene — erhielt der Hofbauern Nazi, welcher Umstand jedoch, wie ich hier gleich erwähnen will, beinahe das Fest verzögert hätte. Als sich nämlich der Nazi auf Befehl des Ausschusses weiße Handschuhe kaufen sollte, begegnete er den größten Schwierigkeiten, da alle Handschuhhändler in der Hauptstadt erklärten, eine solche Nummer existiere leider noch nicht.

Zum Glück für den Rauchklub und unsern Nazi sprang im letzten Augenblicke der Huglfinger Sattlermeister ein und sagte, er wolle die Geschichte probieren und die Handbekleidung aus Rindsleder verfertigen. Wie alles in der Welt sein Gutes hat, so zeigte sich auch späterhin die vermeintliche Kalamität als sehr vorteilhaft. Die gröbliche Beschaffenheit seiner Handschuhe war dem Nazi von großem Nutzen, wie wir später sehen werden.

Doch um wieder auf die Generalversammlung zu kommen: nach dem Fahnenjunker wurden die Ehrenjungfrauen gewählt, und sodann das Festkomitee, welches sofort seine Beratung begann. Ich bedauere lebhaft, daß ich nicht alle Vorschläge und Debatten mitteilen kann, aber es würde zu viel, und ich muß auch mein Papier sparen. Ich will nur berichten, daß sich eine große Redeschlacht entspann über die Frage, in welchem Wirtshause der Festakt stattfinden sollte. Und da man

auf dem Lande das falsche Zartgefühl nicht so häufig findet, darf es niemand verwundern, daß sich die Wirte selbst lebhaft an der Streitfrage beteiligten.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht unser Freund, der Hofbauer, wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen hätte.

„Jeder Wirt," sagte er, „zahlt Steuern und möcht was verdienen; warum soll denn nachher grad oaner an Profit macha? Da gab's nix, wia lauter Verdrießlichkeiten und das ganze Jahr tat ma anzwidert wern. Also mach ma die Sach kurz und gengan zu an jeden. An Vorabend halt ma beim Unterbräu, an Früaschoppen und 's Mahl beim Oberwirt, und auf den Nachmittag halt ma an Baal beim Lamplwirt. Da kimmt a jeder zu sein Sach."

Damit war diese schwierige Frage gelöst; alles andere gab sich verhältnismäßig leicht. Die Fahnenweihe wurde angesetzt auf Sonntag über vierzehn Tage, damit jeder Zeit zur Vorbereitung hatte. Und sie wurde gut benützt. Die Mannerleut kamen jeden Abend im Wirtshause zusammen, um sich zu beraten; die jungen Burschen standen oft haufenweise beisammen, um sich heimlich zu besprechen, oder sie musterten daheim ihren Vorrat an Haselnußstecken und ergänzten ihn nach Bedarf.

Mit den Mädeln war es ganz aus; die Frauenzimmer haben bekanntlich alle miteinander eine Geheimsprache und können lachen, kein Mensch weiß warum. Wenn sie sich aber auf etwas freuen, haben sie völlig ein schieches Getu. Beim Beten fangen sie mittendrin das Kichern an, und wenn dann die Bäurin Ruh schaffen will, hält die ein oder ander ihr Trumm Hand vor den Mund und schluckt und gurgelt so lang, bis die ganz Herd hinausbrüllt und die Andacht gestört ist.

Beim Essen rennen sie einander mit den Ellenbogen an oder patschen die Löffel in die Suppe, und redest dann eine wegen ihrer Unart an, dann bleibt ihr vor lauter Lachen ein halbes Pfund Knödel im Hals stecken, und mußt froh sein, wenn sie nicht gleich gar erstickt. Kurzum es weiß jeder, wie es die Frauenzimmer machen, und wenn ich sage, daß die vierzehn Tage in Kraglfing waren, wie sonst die Woch vor der Kirchweih, dann langt es schon.

Doch das muß ich den Mädeln zur Ehre sagen, daß keine so tramhappet war, wie — der Bader. Der Mensch war wie ausgewechselt, seitdem er als



Festredner gewählt war. Wenn er im Wirtshaus saß, schaute er stundenlang in ein Eck und bewegte die Lippen, als wenn er Brevier beten müßt. Anreden hat ihn niemand dürfen, und wenn er abends spazieren ging, hat er sich die einsamsten Wege ausgesucht.



Der Schäfer-Hansl hat ihn in einer Sandgrube gesehen, wie er ganz fürchtig mit den Armen herumschlegelte, und bald stat, bald recht laut an die Wand hinredete. Mein Freund, der Förster, erzählte mir — und dann ist es gewiß wahr —, daß ihm drei Tage vor dem Feste eine spaßige Geschichte mit dem Bader untergekommen sei. „Wie ich zu unserem Herrn Medizinalrat in den Laden komm," sagte er, „sitzt schon der Hiasbauer da und laßt sich seine polizeiwidrige Fassade abkratzen. Der Lippel hat ihn bei der Nasen, rasiert ihn aber net, sondern schaut in die Höh, als wenn er auf der Decken ganz was Besonders beobachten müßt. Der Hiasbauer, die ganze Visage voller Seifen, glotzt noch dümmer wie sonst, und schiegelt bald aufs Rasiermesser, bald auf die Decken. Endlich wird's ihm doch z'dumm und er brummt: „Fang amol o, Bader."

Der Lippel fahrt z'samm, als wenn er aufwachen tät, und fangt langsam das Kratzen an. Er is aber no net mit der Hälft ferti, spinnt er scho wieder. Desmal schaut er gradaus, und ziagt die Stirn z'samm, wia der Napoleon in der Schlacht. An Hiasbauern hat er alleweil no bei der Nasen. Auf oamal schreit





er: „Blicken wir hinauf, wo unser Banner rauscht,“ und dabei reißt er an Hiasbauern sein Vorsprung in d'Höh und deut' mit dem Rasiermesser wieder auf die Weißdecken.

„Auslassen, auslassen,“ jammert der Hiasbauer, traut si aber net rühren von wegen dem Rasiermesser. Mi freut de Gaudi, und weil i außerdem dem schelchen Spitzbuam die Angst gönn, sag i: „Was hast denn für a Gschroa, Hiasbauer, siegst net, daß da Herr Medizinalrat bloß zu deiner Unterhaltung deklamürt?“ Indem besinnt sich der Lippel wieder und rasiert weiter. Wie er ihm grad an der Gurgel herumkitzelt, fangt er wieder an:

„Hochgeehrte Festversammlung! Es ist ein herzerhebendes, es ist ein schönes Fest, das uns vereint,“ und dabei ziagt er jetzt an Hiasbauern, der vor lauter Angst schwitzt, ein bissel gradaus, „blicket auf die stolze Trophöe, die ich halte“ .... „Jessas na,“ winselt der Hiasbauer, „laß mi a bißl aus, Lippl, i bitt di gar schö, i muaß niaßen.“ Und wia 'n der Medizinalrat wirklich loslaßt, springt er auf, schmeißt an Stuhl um und naus beim Tempel. „Baderwaschel, trapfter, damischer,“ hat er no g'schrian, und schö war's, wia sei G'sicht halbert rasiert und halbert voller Seifen war. „Was hat denn der Mensch?“ fragt der Lippel und schaut mi ganz verwundert an. „Ja,“ sag i, „der werd si halt auf zwoamal rasieren lassen wollen, damit 's net so viel kost. I wart aa, bis 's Fest vorbei is, sonst kunnten's am End jetzt Eana ganze Red halten, und i hätt am Sunntag koan Spaß mehr.“

Damit bin i gangen. Und i sag bloß, wenn die Fahnenweih net bald is, nachher hat's was mit dem Bader, und aa mit dem Hofbauer. In dem sein Haus is jetzt alle Tag Kirchweih. Der Alt übt si auf oa Klub- und zwoa Veteranareden ei, der Jung lernt 's Fahnenschwinga und probiert seine neue Handschuha. Gestern hat er dem Zeißler-Lenz a Schellen damit geben, daß er drei Zähn verloren hat. Aber bloß aus G'spaß.“

Der Förster hat vollauf recht gehabt. Die Aufregung ist in Kraglfing jeden Tag größer worden, und auch ihr, liebe Leser, werdet froh sein, wenn die Vorbereitung aufhört und das Fest anfangt.

Ich auch.

Das Fest

„Seppl, tua no a Hand voll in Pöller nei und setz 's Kapsel auf! Hast as? So, und jetzt paß auf'n Peterl auf, wann er sein Huat in d' Höh schmeißt, na geht's los."

„Ham ma's? Firti!"

Pum! Pum! Pum!

Im nämlichen Augenblick, wo droben auf der Kraglfinger Höh der Gemeindediener und Kanonier seine Pflicht tut, kommandiert herunten im Dorf der Herr Kapellmeister: „Ganzes Batallion, vorwärts maarsch!" und tschindadaradada, tschindadaradada geht der Tagrebell an. Das ist aber nicht wie in der Stadt, wo aus jedem Fenster ein verschlafenes Gesicht herausschaut und wieder verschwindet, wenn die Musik vorbeimarschiert ist. Da stehen schon die meisten Leut unter der Haustür und warten bloß auf das Mitgehen; wenn wirklich einer noch im Bett liegt, dann geht es heraus wie beim Feuerlärm. Waschen gibt's heut nicht in dem Fall und die nächsten fünfzig Schritt hat er die andern schon eingeholt.

Also lustig durchs Dorf, beim Lamplwirt vorbei, wo gerade eine Sau ihren letzten Schrei tut, und hinauf zum Oberwirt, dann wieder hinzruck, und so weiter, bis der C-Trompeter erklärt, jetzt sei ihm die Herumlauferei zu dumm und er tät nimmer mit.

So bricht der große Festtag in Kraglfing an!

Allgemach wird es sieben Uhr.

Beim Gemeindehaus hat sich bereits das Komitee versammelt und wartet auf die einheimischen und auswärtigen Vereine. Der Hofbauer ist in hellichter Verzweiflung, weil er überall notwendig wär und sich doch nicht in drei Teil auseinanderreißen kann. „Wenn i nur wisset, wia i dös macha soll, Lippel," sagt er. „Beim Lamplwirt warten dö Veterana auf mi und beim Unterwirt d' Feuerwehr. D' Veterana muaß i kummandieren, sunst kemman's daher wia a Herd Schaf; bei der Feuerwehr bin i schier gar no notwendiger, denn was taten dö ohne Spritzenkommandant? Und wenn i nöt da bin, wer begrüaßt nachher dö Verein? Du ko'st bloß dö Red, dö wo du auswendig gelernt hast, und dö liegt dir im Mogen wia a dreipfündiger Knödel, dös ko guat wer'n."

Aber der Herr Medizinalrat schenkt ihm kein Obacht; er schaut mit ein paar gläserne Augen bloß alleweil auf die Kirchenuhr und mit jedem Ruckerl, den der Zeiger macht, wird's ihm schlechter.

„Jetzt is scho simmi," sagt er für sich hin, „um halb achti kemman dö Auswärtigen, in oana Stund muß ich mei Red halt'n. Auweh, auweh, i wollt, i lieget dahoam im Bett."

„Hörst net," fangt sein böses Gewissen, der Hofbauer, wieder an, „moanst vielleicht, wenn'st a G'sicht machst wia a verbrennte Wanzen, nachher traun si dö Verein net her? Was hast g'sagt? . . .

„I wollt, . . i wollt, mir hätt'n koa Fahn," sagt der Lippel.



„So? Wer hat denn nachher die ärgsten Sprüch runterg'haut vom Ehrenbanner und Fahnajunker und Pratzen hinwischen? Woaßt wos, i geh jetzt zu meine Veterana, vo mir aus ko'st ins empfanga, wia's d' magst. Pfüat di!"

Und damit geht das dreifache Festkomitee, der Hofbauer, vom Gemeindehaus weg zum Lamplwirt, wo die Herren Kameraden bereits einen Eimer Bier und etliche Kränze Stockwürst beiseite geschafft haben.

„Ah! der Herr Fürschtand! Aa scho da? Host do Zeit vor lauta Pfeiferlverein?"

Mit solchen Fragen wird er empfangen, aber das bringt ihn nicht aus der Ruhe. „Mi scheint," sagt er, „i kimm alleweil no früh gnua zu die Würschthäut; was anders habt's a so nimmer übri lassen. Aber jetzt stellts enk auf, daß ma koa Zeit vertrag'n. An—trötten! Schtüll schtanden! Rechts um! Vorwärts maarsch!" Der Polensepperl schlagt einen Wirbel, und dann geht es Schritt und Tritt zum Gemeindehaus. Wie der Zug dort ankommt, schreit der Hofbauer wieder: „Pa-taljon haalt! Front!" Und dann geht er ernsthaft auf den Bader zu, legt zwei Finger an den Hut und sagt: „Zur Schtölle!" (Stelle.)

„So," meint der Lippl, „bist wieder do? Dös is g'scheid, d'Feuerwehr werd a glei do sei."

Aber der Hofbauer rührt sich nicht und hat immer noch die Finger an der Hutkrempen. „Du muaßt an Verein begrüaßen," pispert er.

„Ja so! S'Good, meine Herren! Es freut mi, daß s' do san. Dö andern wer'n aa nimmer lang aus sei."

„A schöne Begrüaßung," brummt der Hofbauer, aber es erbarmt ihn über den armen Bader und er tut, als sei alles in Ordnung. Deswegen winkt er dem Kapellmeister, der den Präsentiermarsch aufblasen läßt; drei Chargierte, der Fahnenjunker und zwei Begleiter, treten vor und nehmen bei dem Bader Aufstellung; die andern Herren Kameraden dürfen nach dem Kommando „rührt euch" Schmalzler schnupfen und einen Diskurs anfangen.

Gleich darauf kommt die Feuerwehr, ausgerüstet, als wenn es brennen tät. Bloß daß sie die Spritzen daheim gelassen haben. Diesmal übernimmt der Hofbauer die Begrüßung, und es klappt besser. Die Zeremonie ist noch nicht ganz fertig, da

5*

laufen schon die Schulbuben daher und schreien: „d'Huglfinga kemma", „d'Zeidelhachinga kemma". Beim Schulhaus herum zeigen sich die Fahnen, schmetternde Musik ertönt, der Hofbauer setzt sich in Positur: „Achtung! Präsentiret's G'währ! Halt! Schtüll schtanden! Front!" Ein Mordsspektakel, Präsentiermarsch, Kommando, einer brüllt lauter wie der andere; bloß der Bader ist mäuserlstill und macht ein Gesicht, als tät man ihm am ganzen Leib Schröpfköpf setzen.

Ich will es kurz machen und berichte nur, wer alles gekommen ist. Also zuerst die Huglfinger Veteranen, hernach die Zeidelfinger Veteranen. Dann die Zeidelhachinger Feuerwehr, die Hintermochinger Feuerwehr, der Gesellenverein von Kraßling, die Bachinger, Feichtelhauser, Simmertshofer, Grublinger, Roglinger Feuerwehren, die Watschenbacher, Bratlhauser, Obermoorer Veteranen, die Zimmerstutzenschützen von Glaching, Lackelhofen und Wutzling, und zuletzt der Aloisiusverein von Winzing, 17 Vereine mit 22 Fahnen, denn mehrere haben eine alte und eine neue gehabt. Nach dem Festprogramm mußte jetzt ein Zug arrangiert werden zum Lamplwirt, wo der Festplatz hergerichtet war und die feierliche Übergabe der Fahne durch die Ehrenjungfrauen erfolgen sollte. Das ist aber leichter gesagt als getan. Denn bis fünfhundert Mannerleut in Ordnung stehen und jeder Verein einen Platz hat, der ihm paßt, nicht zu weit vorn und nicht zu weit hinten, geht es lang her.

Endlich war alles so weit, daß es losgehen konnte. An der Spitze marschierten die Ehrenjungfrauen, dann kam der Rauchklub, hinterdrein der neugewonnene Kartell- oder Bruderverein, die Zimmerstutzenschützen von Wutzling; die andern folgten in wohlbedachter Ordnung. Dreimal ging es um Kraglfing herum, dann hielt der Zug beim Lamplwirt. Auf dem Podium stellten sich die Ehrenjungfrauen in ihren frischgewaschenen weißen Kleidern auf; ihre Anführerin, die Hofbauern Cenzl, hielt das Band, welches die Frau Badermeisterin für die neue Fahne gestiftet hatte. So war alles bereit, und der feierliche Akt konnte beginnen.

Unter der Haustür des Lamplwirtes erschien der Nazi mit dem verhüllten Banner. Seine riesigen Hände krampften sich um den Schaft, seine Blicke waren nach vorne gerichtet, und er ging unter den Klängen des Mussinanmarsches auf das Podium so ängstlich zu, als trüge er einen ebenvollen Teller Suppe und dürfe kein Tröpferl verschütten. Weil er den Antritt nicht sah, kam er ins Stolpern und fiel

streckterlängs auf das Podium hinauf. Zum Glück passierte der Fahne nichts; es war so Ärger und Schand genug für den Nazi, wie die dummen Leute lachten und schrien. Er putzte sich die Knie ab und merkte sich in der Geschwindigkeit ein paar Huglfinger, die am lautesten taten.

Allmählich wurde es wieder still, und man wartete darauf, was jetzt kommen würde. Und lang kam gar nichts. Die am nächsten beim Podium standen, konnten sehen, wie der Hofbauer den Lippl am Ärmel zog und in ihn hineinredete; hie und da verstand man auch ein paar Brocken.

„Lippl, du kimmst dro. Mach, daß d' auf kimmst.

„I ko net."

„Du muaßt."

„Na! sag zu die Leut, ich bin krank worn, oder mir hat's d' Red verschlag'n. Mir is alles gleich."

„Dös geht net. Da schaug zu deiner Frau num, de wart' aa scho auf di. Was moanst denn, daß de sagen tat?"

„Hofbauer, geht's gar net anderst?"

„Na," sag i, „du muaßt dei Red halt'n."

In Gott's Nam!

Und mit einem tiefen Seufzer, der bis zu hinterst aus dem Magen herauskommt, steigt der Bader auf das Podium.

Das Aussehen ist so, als müßt er seinem besten Freund die Leichenred halten, und könnt nicht anfangen vor lauter Wehmut und Trübsal.

„Hochansehnliche Festversammlung! Indem . . ., wo wir uns heite versammelt haben . . ., ja, gesammelt haben, ah . ., indem daß wir ein Fest feiern. Es ist ein seltenes Fest, es ist ein erhabenes Fest, es ist ein großes Fest . . ., es ist ein Fest und eine erhabene Trophöe, die wo wir in Händen halten. Blicket hinauf, wo unser Rausch dem Banner folgt . . ., ah, wo unsere Banner, wo der Rausch . . ., jetzt kon i nimmer . . .!"

Sternelement! Kreuzbirnbaum und Hollerstaud'n, ist das zuwider! Jetzt steht das Häuferl Elend da droben auf dem Podium und schnappt nach Luft wie ein geangelter Karpfen! Sonst hat er jeden Abend auf der Bierbank eine solche Bratl-

goschen, daß man meint, er könnt alle Politiker niederreden, wann er bloß möcht, und jetzt blamiert er ganz Kraglfing und bringt nicht einmal die Pamperlred fertig. Was bloß die Auswärtigen daheim verzählen werden! . . .

Aber gottlob, das steht schon der Helfer in der Not bei ihm, der Hofbauer. „Hochgeehrte Festversammlung, schreit er, liebe Gäste und Kameraden! Unserm Herrn Fürstand is a Malheur passiert; er hat mir gestern scho gesagt, daß er ein fettes Schweinern's derwischt hat und jetzt hat er a Fiaber kriagt. Aber dös macht nix. D' Hauptsach is die Meinigung, und dös, was er sagen hat wollen. Und drum der Rauchklub soll leben; füfat hooch! hooch! hooch!"

Das soll dem Hofbauer ins Wachs'l druckt werden, daß er die Geschichte noch so herausgerissen hat, das soll ihm schon keiner vergessen. Indes hat das Fest doch nach dem Programm weitergehen können; der Nazi enthüllt die Fahn, die Cenzl hängt das neue Band hin und halt dann die Fahn so lang, bis die Leixen-bauern Nannl ihren Vers hergesagt hat.

Noch gleichet eier kleiner Kreis
Dem leicht bewegten schwachen Reis,
Doch wird er wachsen immerdar
Und größer werden Jahr für Jahr,
Wenn ihr, wie jetzt in Einigkeit,
Nur pfleget die Geselligkeit,
Drum, daß ihr immer tut desgleichen,
Des sei die neue Fahn ein Zeichen,
Weil Freindschaft steht auf dem Panür,
Drum leb der Rauchklub für und für

Gemacht hat das Gedicht der Herr Hilfslehrer, und ich behaupte, daß es schön war. Auch muß ich sagen, daß die Nannl ihr Sach brav machte; sie legte jedesmal den Ton auf die letzte Silbe, damit man hören konnte, daß sich die Versl auch reimen, und mit der Hand fuhr sie so schön auf und ab, als tät sie G'sott schneiden. Den Zuhörern hat es gut gefallen, und jedenfalls wäre der Eindruck noch besser gewesen, wenn nicht viele Leute auf den Bader Obacht gegeben hätten, der seit einer Viertel-stunde alleweil Leibschneiden markierte, damit jeder an seine Krankheit glauben möcht.

Mit der Nannl ihrem Gedicht war der Festakt beim Lamplwirt gar. Der Zug stellte sich wieder auf, nachdem der Nazi die Fahne von den Ehrenjungfrauen

zurückbekommen hatte, und man marschierte lustig zur Kirche hinunter. Ich denk aber, wir gehen nicht mit, weil doch noch mehreres zum beschreiben ist, und schauen lieber zum Oberwirt hinauf, wo für den Frühschoppen und das Mahl schon alles hergerichtet ist. Der Saal ist bald betrachtet. Er schaut so farbenprächtig aus wie ein Karussell auf der Oktoberfestwiesen; lauter rote und blaue Tüchel hängen an der Wand, und zwischen zwei Fenstern ist allemal ein Spiegel. Die Fenster sind gut zugeschlossen, daß „der Sommerluft" nicht herein und der Fliegenschwarm nicht hinaus kann. Es ist deswegen schon jetzt recht angenehm warm in dem Tanzsaal. In fünf langen Reihen stehen die Tische, alle sauber gedeckt, was einen freundlichen Anblick gewährt.

In der Kuchel erfragen wir bei der Frau Wirtin, die einen brennroten Kopf auf hat und mit sehr vernehmlicher Stimme ihre Trabanten kommandiert, was es heut für gute Sachen gibt. Zum Frühschoppen: Lüngerl mit Knödel, hernach Bratwürst und Stockwürst. Zum Mahl: Leberknödel, Gansjung, Rindfleisch, Gänse und Enten, hernach Schweinernes und Kälbernes, und zum Drauffetzen Schmalznudeln mit Sauerkraut.

„Moanens, daß dös Menü g'langt?" fragt die Frau Wirtin, da hört man schon um das Eck herum einen schmetternden Marsch blasen. Das ruft in der Kuchel eine schreckhafte Aufregung hervor. „Cenzl, Gretl, Nannl, d'Würscht ei'toa! Moni, wo steckst denn? Den großen Hafen her! D'Würscht umrühren! D'Teller herrichten ... Ratsch, pum! Jessas, Marei! jetzt laßt das Weibsbild einen Arm voll Teller fallen! Glaubst, i hab's g'stohlen?" ... Das Wasser zischt auf dem Herd, Dampfwolken steigen aus den Kesseln auf, Teller klirren, Befehle ertönen, und dazu blasen jetzt ohrenzerreißend die ersten Musiker schon im Hausgang. Immer neue Scharen drucken herein, und in kurzer Zeit ist der Saal gesteckt voll.

Die Kellnerinnen laufen hin nnd her, stellen da einen riesigen Hafen voll Lüngerl hin, dort einen Schanzkorb voll Knödel, bringen im Geschwindschritt die gefüllten Krügel und Gläser, hören da auf eine Frag, geben dort eine Antwort, kurz, eine Viertelstund lang ist alles in Aufregung und Bewegung, bis jene Ruhe eintritt, die bezeugt, daß gottlob jeder Gast sein Sach hat, und die nur von dem behaglichen Schlürfen und Löffelklappern unterbrochen wird.

In diese Idylle hinein blast auf einmal der C-Trompeter das bekanute Signal, und es erhebt sich am mittleren Tisch die lange Gestalt des Hofbauern, welcher die erste von seinen vorhabenden drei Reden losschießen will.

„Meine Herrna! Lúbwerte Festgenossen! Wúr kommen von einer erhebenden Feuer, und die zindenden Worte unseres Fúrschtandes, des Herrn Lippl



Herr Lippel, approb. Bader.

sind noch in unserer Erinnerung. (Murmeln und Gelächter.) Aber indem unser Fest so schön geworden ist, missen wúr nachdenken, wer schuld daran ist. Das sünd die Verein, die wo mitgewúrkt haben, das sünd die Gäste, die wo gekommen sünd. (Bravo!) Lúbe Vereinsbrider! Das ist ein schönes Zeichen von Briderlichkeit, indem daß von weit her die Leut gekommen sünd, und das dúrfen wir nicht vergessen, indem sie so große Opfer gebracht haben und heite noch bringen werden. (Bravo!)

Die Fahnenweuhe ist wie eine Kindstauf, wo die Hauptsach der Göd (Pate) ist. Unsere Göden, das sind die Gäst, und wür missen ihnen versprechen, daß wir brave Godeln sein wollen (Heiterkeit), jawohl! und daß wir überall hinkommen wollen, wo sie ein Fest feuern, und uns durch gar nichts abhalten lassen, indem, daß auch wir briderlich sind. (Bravo!) Lübe Vereinsbrider! Die Göden sollen leben hooch! hooch! hooch! Mit gedämpfter Schtümme hooch!"

Eine gute Red ist mehr wert als zehn Musikstück; sie macht mit einem Schlag eine freundliche Stimmung, und jeder wird lustig, wenn er sieht, daß das Richtige gesagt worden ist. Freilich meinen dann viele, sie müssen noch ein bisserl was dazu tun, damit ja nichts mehr fehlt, und deswegen kriegt überall, in Kraglfing so gut wie anderswo, eine gute Red so viele Junge. Wenn die Festgäste jedesmal das Essen aufgehört hätten, sobald der C-Trompeter verkündigte, daß wieder einem eine Red not sei, dann wären alle Schüsseln kalt geworden. Sie paßten nicht mehr auf und säbelten ruhig weiter, und so ist wohl manches richtige Wort vor Tellerklappern und Messerklirren überhört worden. Nach dem Hofbauern stand der Vorstand der Wutzlinger Schützen auf und feierte den jungen Verein, hernach kam der Feuerwehrkommandant von Zeidelhaching mit einem Hoch auf die Veteranenvereine, der Loibl von Watschenbach ließ dafür die Feuerwehr leben, und so ging es weiter, bis alle siebzehn Vereine wenigstens einmal zum Wort gekommen waren.

Dazwischen wurde auf das Trinken nicht vergessen und als das Mahl seinem Ende zuging, war die Stimmung schon recht gehoben. Bald stand dort und da einer von seinem Platz auf, um am benachbarten Tisch einen Besuch zu machen und Bescheid zu trinken, alte Freunde rückten näher zusammen und begannen einen wichtigen Diskurs über das heurige Jahr und den miserabligen Wachstum, und an den Tischen, wo die Jungen saßen, probierte schon hie und da einer seine Singstimme. Die Temperatur war gut warm geworden und an der Decke erstickten die Fliegen langsam im Zigarrenrauch.

Der letzte Gang war vorbei, die meisten hatten schon von dem Bratl nichts mehr gegessen, sondern ihr Teil säuberlich mit ein bissel Sauce und Salat eingewickelt für Weib und Kind; jetzt hieß es aufbrechen zum Lamplwirt, wo mit Gartenfest und Ball das Fest seinen Abschluß finden sollte. Die Jungen waren

rasch verschwunden, mit Ausnahme der Fahnenträger, die sich jetzt über ihre bevorzugte Stellung ärgerten, weil sie nicht so schnell zu den Mädeln kommen konnten und langsam mit ihren Fahnen nachgehen mußten. Die Älteren blieben noch ein wenig beim Oberwirt sitzen; besonders der Bader konnte sich nicht entschließen, das Lokal zu verlassen; es grauste ihm ein bissel vor seiner besseren Hälfte wegen der Festrede, und um sich möglichst gut für daheim vorzubereiten, erklärte er jetzt seinen Tischnachbarn Art und Ursache seines Leidens.

„Also,“ sagt er, „i steig aufs Podium, und wia 'r i mit'n rechten Fuaß nachtritt, spür i scho so a spassige . . wia muaß i glei sag'n . . . so a, so a . . . Des versteht's mi scho . .“

„Jawohl,“ sagt der Hofbauer.

„Also i denk mir, auweh, Lippl, da hat's was, und richtig, wia 'r i 's Maul aufmach, is mir grad, als wenn ma oana mit an glühenden Eisenstangel in Mag'n neistechet und drahet 's drin a paarmal um . . . es hat mei ganze Geisteskraft dazu g'hört, daß i überhaupts red'n hab kinna, an anderer war umg'fallen . . .“

„Ah, ah, dös is a merkwürdige G'schicht“, sagt der Loibl von Winzing, „aba jetz is da wieda bessa . . .?“

„No, wia ma's nimmt,“ meint der Lippl „ma muaß halt an Energie hamm . .‘

„Aba dös Schweinerne, wo dir de Beschwerden g'macht hat,“ fällt jetzt der Hofbauer ein, „dös hast do ziemli guat zuadeckt. Drei Paar Stockwürscht und von jedem Gang a halb's Pfund hat di wieder aufg'richt.“

„Gel,“ schreit jetzt der Lippl, „gel Hofbauer, du moanst, du bist jetzt da Grasober, weilst dei alte Veteranared aufg'warmt hast. So a Red ko oana mit dem größten Leibschneiden halt'n, da wer'n höchstens dö andern Leut krank, aba m e i Red' . . .“

Wir wollen den Disputat, der immer heftiger wird, verlassen und auch schön langsam durch das Dorf zum Lamplwirt hinuntergehen. Die Fröhlichkeit im Garten bleibt nicht lange aus, denn die Mannerleut haben schon vom Mahl her angerauchte Köpfe, und die Weiberleut sind leicht zufrieden, wenn sie auch einmal beim Bier sitzen dürfen. Aus dem oberen Stockwerk des Wirtshauses rauscht die

Tanzmusik; also ist da die Lustigkeit auch schon im Gang, sie entwickelt sich jetzt unten und oben gleichmäßig weiter.

Herunten wird die Unterhaltung mit jeder Viertelstunde lauter. Die Einigkeit in den Meinungen schwindet, und alte Feindseligkeiten werden aufgefrischt im Bierdusel.

„Moanst, i woaß net, daß d' im Auswarts (März) 's March verruckt host," fangt einer an, „aber moring laß i de Feldg'schworna kemma, da werd si dei Schlechtigkeit ausweisen."

„Wos hob i?"

„Jawohl host as. Und in Roan host einig'ackert. Aba jetzt kimm i dir advikatisch."

„Seid's do staat, Leut! Zum Streiten seids do heunt net do," mahnt ein Vernünftiger ab und bewirkt für diesmal Ruhe.

Aber schon hört man unfreundliche Laute von einem andern Tisch her.

„Wos bin i? Wos host g'sagt? A schlechta Mensch bin i?" — „Bst! Staat! d' Musik spielt."

Noch hat sie Macht über die Gemüter und verkehrt den aufflammenden Zorn in Heiterkeit. Die männlichen Zuhörer begleiten mit Fingerschnackeln und Pfeifen den lustigen Marsch. Besonders der Loibl von Huglfing ist völlig ein Virtuos in der Kunst, denn er bringt auch die tiefen Töne fertig, indem er das Maul zuspitzt wie einen Schweinsrüssel und mit der Hand darauf schlagt.

Wer das Landleben nicht kennt, hätte jetzt meinen können, der Friede sei endgültig hergestellt, denn die Lustigkeit dauerte jetzt an und kam schon in das zweite Stadium, das Singen nämlich. In Gruppen zu drei und vier tut sich an jedem Tisch eine Sängergesellschaft zusammen. Einer schaut dem andern unverwandt auf den Mund, bis ein hoher Ton heraus muß; dann drückt jeder die Augen zu und schreit, so laut als er kann. Von links und rechts, aus jedem Eck heraus johlt die Sängerschar, unaufhörlich und mit einem Eifer, als tät jeder ein Spielhonorar dafür kriegen. Der alte Pfundmaier von Huglfing ist ganz glückselig, weil ihn die andern an seinem Tisch vorsingen lassen, und einmal über das andermal, sagt er:

„Ja, wann i no dreiß'g Jahr alt war! Do hob i g'sunga! Wie a Zeiserl! Aba es geht heint no. Paßt's auf, jetzt singa ma das Liad vom Jägersmann:

Es wollte ein Jägerlein jagen
Dreiviertel Stunden vor Tag,
Wohl in dem grünen Wald, jaaa! jaaa!
Wohl in dem grünen Wald!

Das Lied hat sechszehn Strophen und braucht eine gute Stimm, denn bei dem „jaa" muß der Pfundmaier schreien, daß ihm die Augen naß werden. Aber er hat recht, es geht noch, und er singt den Schluß so laut wie den Anfang:

Kein Kränzigen darfst du nicht tragen
Auf deinen goldenen Haar,
Ein Weißhäublein mußt du jetzt haben
Wie andere Jägersfraun jaaa! jaaa!
Wie andere Jägersfraun.

„Brafo! brafo, Pfundmoar! Setz no oos drauf!"

Da Leberknödel und da Fastenknödel
Hamm sie mit anand z'trag'n,
Da hat da Leberknödel an Fastenknödel
Übern Tisch obi g'schlag'n.

Bitt di gor schea, bitt di gor schea,
Zoag mar an Weg an d'Mühl oi,
Kost net irr gea, kost net fei gea,
Wat no mitt'n an Boch oi.

„Brafo! Jui! Da Pfundmoar soll leben!" Wie an dem Tisch, so geht es an allen anderen zu; immer lauter wird der Gesang, und immer schneller werden die Maßkrüge leer.

Wer sich auskennt, der weiß, daß die Luft jetzt mit Zündstoff geschwängert ist, und nicht umsonst geht der Wirt jetzt im Garten herum und gibt auf den kleinsten Streit scharf Obacht. Zwei Metzgerburschen stehen an der Bierschenke mit aufgekrempelten Ärmeln und warten auf den Befehl, daß sie einen hinauswerfen müssen.

Da winkt der Wirt. „Halt, Loibl, was gibt's da? G'rafft werd nix."

Der Loibl und sein Nachbar, der Reischelbauer, liegen sich aber schon in den Haaren, und jeder zieht aus Leibeskräften den Gegner bei der Stirnlocke hin und her. „Ausanand sog i! Schorschl, tua's aussi." In einem Augenblick liegt der

Loibl unter dem Tisch, und der Reischl wird aus dem Garten hinausgekugelt wie ein Bierbanzen.

Aber schon spektakelt es wieder ein paar Schritt weiter daneben. „Du Haderlump, du stehlst dei Sach, und i muaß ma's vodean! Du begehrst ja dei's Nächsten Guat!"

„Sag's no' mal", schreit der andere. Diesmal macht die Kellnerin Frieden; sie haut mit dem Abwischhadern in den Tisch hinein, daß jeder von den zwei Streithanseln einen spanischen Rebel in das Gesicht bekommt, und nimmt ihnen resolut das Bier weg. Die Nachbarn legen sich dazwischen, und so gelingt es nochmal die Ruhe herzustellen. Auf das offene Pulverfaß ist Wasser geschüttet. Der Wirt traut dem Landfrieden nicht mehr und geht an den Tisch, wo die Vorstandschaft und das Komitee sitzt. „Hofbauer," sagt er, „ös müßt's was toa, sunst hab i in oaner halben Stund koan ganzen Stuhl mehr. Am Tanzboden hab i scho fünf rausschmeißen lassen, und herunt fangen's aa schon o. Schau no hi, do stengan scho enkere Burschen bei der Haustür beinand. Dös bedeut nix guats."

„Halt!" sagt der Bader, „dös wern ma glei hamm, dös mach i; i halt a Red . . ."



„Dös gibt's net," fallt seine Frau ein, „du haltst gar nix als wia dei Maul. Moanst, i mag nomal so dasteh' wia heint Vormittag? . . ."

„Eine solchene Sprach verbitt i mir, was fallt denn dir ei? Vorstand bin i, und Punktum!"

„Oho!"

„Frau Lippel, lassen's eahm sei Red halt'n," interveniert der Hofbauer, „vielleicht gibt's a Gaudi, dös war dös beste Mittel."

Die Gattin läßt sich endlich herbei, und ein paar Minuten später steht der Herr Lippel in seiner ganzen Größe auf dem Stuhl und wartet darauf, daß sich der Lärm legt. Nach vielen Bemühungen





gelingt es den Musikern und den Komiteemitgliedern, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Redner zu lenken.

„Meine Herren," beginnt dieser, „Hochansehnliche Föstversammlung! Indem ich umherblücke und indem ich den heintigen Tag anschaue, kommt es mir traurig vor, daß ein solchenes Fest aufhören muß. Aber alles hat ein End, und dieses muß ich jetzt bereiten. Aber bevor wir allmählich auseinandergehen, schauen wir noch einmal zurück auf die Freiden, die wo wir gehabt haben. Und wir fragen uns zuerst, warum wir ein solches Fest und eine solchene Freid gehabt haben. Nur deswegen, weil wir uns alle lieb haben, weil Friede und Eintracht unter uns wohnen . . . ."

Die letzten Worte verklingen in einem gräulichen Lärm, der sich vom Tanzboden her erhebt. Fensterscheiben klirren, die Mädel stoßen gellende Schreie aus, und über die Stiege herunter poltert und rumpelt unter wütenden Rufen ein dichtgedrängter Haufen. Kaum sind die vordersten im Garten angelangt, ertönt schon das verhängnisvolle Patschen und Klatschen, das jeder Eingeborene kennt. Vergeblich stürzt sich der Wirt mit seiner Hilfsschar unter sie; der Haufen wird immer größer, der Knäuel immer dichter. Der uralte Haß zwischen den Huglfingern und den Kraglfingern ist zum Ausbruch gekommen, und die Zeidelfinger benützen die günstige Gelegenheit, um an den Ansiedlern von Lackelhofen ihre Wut auszulassen. Und so auch die andern. Im Nu ist der Garten in einen Kampfplatz verwandelt. Durch Pfeifen und Zurufen finden sich die Dorfschaften zusammen, und nun beginnt eine homerische Schlacht.

Wütendes Schnaufen, Stampfen, Schreien; Tischfüße knaxen, Köpfe krachen, da und dort fliegen klirrend die Scherben von Krügen und Tellern. Im dichtesten Haufen ficht die streitbare Jugend, weiter abseits steht das ehrwürdige, aber doch kampfbegierige Alter und entsendet mit sicherer Hand die Wurfgeschosse. Der Hofbauern Nazi hat seine Aufgabe erkannt; er ergreift die Fahne mit der Linken und stürzt sich in das Gewühl; seine ledernen Handschuhe erweisen sich ebenso tauglich zur Parade wie zum Hieb. Das flatternde Panier weist den Kraglfingern den Weg zur Ehre, und so wogt der Kampf hin und wieder.

Allmählich jedoch ermatten die Kräfte; immer mehr Kämpfer verlassen das Blachfeld, um an den Brunnen und in den Teichen des Dorfes die brennenden Wunden auszuwaschen. Jetzt gelingt es dem Wirt und der Gendarmerie, durchzudringen und die Völker zu trennen. Aber wie sieht der Festplatz in der Abenddämmerung aus!

Kein Tisch steht mehr auf seinen Füßen, kein Stuhl kann sich mehr gerade halten; Fetzen von Kleidungsstücken liegen auf dem Boden neben Hüten und ehemaligen Halstüchern; in den Bierlachen liegen die Scherben der Maßkrüge, und da, wo der Kampf am heftigsten war, wo der Kies am stärksten aufgewühlt ist, liegt der zerbrochene Schaft und die zerstückelte Fahne des Rauchklubs Kraglfing.





Der Heiratsvermittler

Johann Feichtl lehnte an einem Baume und schaute zu, wie seine Herde sich gütlich tat. Die Kühe blieben ruhig auf ihrem Platze und fraßen gewissenhaft links und rechts ab, was sie erreichen konnten; sie bewegten sich nur, wenn die Arbeit getan war, und traten dann ruhig einen halben Schritt vor, um von neuem anzufangen. Mit den Schweinen war das anders. Die fuhren hin und her, rissen hier und dort etwas vom Boden weg, blieben nirgends stehen, und wenn eines sah, daß das andere einen Fund machte, stürzte es grunzend hin und suchte es zu vertreiben. Sie waren beständig in Unruhe, voll Neid, und nicht einmal während des Fressens konnten sie es unterlassen, giftig herumzuschauen, ob es nicht einem anderen besser ginge.

Johann Feichtl bemerkte das alles wohl, und weil er ein Philosoph war, machte er sich seine Gedanken darüber. Er fand, daß die Schweine sehr seinen

Brotgebern, den Gemeindebürgern von Kraglfing, glichen, und daß es nur recht wenige gäbe, die es so machten wie die Kühe. Er kam zu dem Schlusse, wie auch andere Gelehrte schon lange vor ihm, daß die Menschen gerade so wie die Tiere selten mit dem zufrieden sind, was sie haben, und daß sie den Brocken für den besten halten, welchen sie einem andern wegschnappen.

Warum das so ist? Es wird wohl so sein müssen. Übrigens beschäftigte er sich nicht lange damit, auf die Gründe einzugehen. Er liebte das nicht und begnügte sich nach Art der Philosophen mit der einfachen Tatsache. Dann legte er sich der Länge nach ins Gras, ließ sich von der Sonne anscheinen und dachte an gar nichts mehr.

Er zog Grashalme aus und strich sie langsam durch den Mund; dann versuchte er mit den Zehen Grasbüschel auszureißen und sie über den Kopf zu werfen, und er war eben daran, eine große Fertigkeit hierin zu erlangen, als er durch einen Bauernburschen gestört wurde, den der Weg vorbeiführte.

„S' Good, Feichtl!"

„S' Good, Hansgirgl! Wo aus und wo an?"

„Ein bissel zum Wirt n'überschau'n nach Zeidlfing."

„Zum Zeidlfinger Wirt am hellichten Werktag? Zu was hast nachher das Feiertagsg'wand ang'legt?"

„Ja — hm! Du, paß auf, Feichtl, i muaß dir was sag'n. Magst a Ziehgarn?"

„Dane net, aber zwoa."

„No, da hast drei. Nachher bist aber g'wiß z'frieden."

Was nur der Hofbauern Hansgirgl von mir haben will, denkt der Feichtl, daß er gar so freigebig ist. Den Fehler hat das Hofbauerngeschlecht sonst nicht. Er läßt sich aber seine Gedanken nicht ankennen und verlangt ein Schnellfeuer.

„A schön's Wetta ham ma, Hansgirgl."

„Is net übel."

„Wenn da böder Wind herhalt, ham ma no lang schö."

„Ja," sagt der Hansgirgl. „Du, Feichtl, wia viel moanst, daß an Moserbauern sei Cenz mitkriagt?"

6*

„Aha!“ denkt der Feichtl, „jetzt hör i di gehn.“

Und alsdann sagt er: „Ja mei, wer ko dös wissen? Ma ka dö Leut net in Geldbeutel neischaug'n.“

„Geh, stell di net a so, du Feinspinner, du woaßt as recht guat. Wenn'st ma's g'nau sagst, geht's mir auf an Preußentaler net z'samm.“

„So, auf an Taler? San drei Mark, gelt, Hansgirgl? Is a schön's Geld. Zu was willst es denn so g'nau wissen?“

„Ja woaßt, da Vata will übergeben nach der Arndt (Ernte), und i soll an Hof kriag'n. Die Alt'n verlanga dreitausad March Umstandsgeld, und d'Hirwa (Herberge) herrichten kost aa tausad March, und nacha an Bruada wegzahln, sand aa viertausad March. No, da hab i z'nachst mit'n Moserbauern g'spracht; der sagt, er gibt seiner Cenzl achttausad zwoahundert March mit. Moanst, daß dös wahr ist?“

„Wo hast denn dein Preußentaler?“

„I bleib dir'n net schuldi. Da hast'n.“

„Gelt's Gott,“ sagt der Feichtl und schiebt den Taler ein. „So, Hansgirgl, jetzt will i dir's g'nau sagen: Der Moserbauer hat di net ang'logen. I woaß g'wiß, daß d'Cenzl siebentausad March Muatterguat hat, und dös andre laßt der Vater springa.“

„Nachher is recht,“ meint der Hansgirgl, „aft geh i glei num dazua.“

„Halt a wengl, jetzt muaß dar i was sag'n. I woaß dir a Hochzeiterin mit neutausad.“

„Wo?“ sagt der Hansgirgl.

„Dös kimmt z'letzt. Z'erscht muaß i wissen, ob's d'magst.“

„Ja, wia wer denn i net mög'n?“

„Ma woaß oft net; sie is a bißl schiafecket g'wachsen.“

„San viel G'schwister da?“

„Na, aber a ledig's Kind hat's.“

„Wer'n dö neutausad March baar auszahlt?“

„Ja, dö kriagst auf d'Hand.“

„Aft gilt's schon. Schlag ein, Feichtl!“

„Nur a bißl warten, Hansgirgl. Jetzt kimmt d'Hauptsach. Was kriag denn i?"

„Jaso! No, dös seg'n ma nacha scho, i laß mi net anschaug'n."

„Na, na, mei Liaba, so geht der Handel net. I muaß mei G'wiß ham."

„No, wia viel verlangst denn?"

„Zwoahundert Mark."

„Ah, dös is dennerscht z'viel! Hundertachtzgi mag i, aba mehra net."



Nach langem Handeln einigen sich die Zwei. Feichtl bekommt hundertneunzig Mark Schmuserlohn und muß zum Hochzeitessen eingeladen werden.

„Is ma net Angst um dö zehn March," kalkuliert Johann Feichtl, „i moa alleweil, i nimm mei Bettziachn (Betttuch) als B'schoadtüchel mit. — No, Hansgirgl," fährt er laut fort, „jetzt will i dir sag'n, wie sie hoaßt. Appollonia Reischl, dem Göbelbauer von Zusering sei Tochter. Wenn's dir recht is, nachher kummst am Sunntag nach Huglfing zum Unterwirt, da mach ma nacha d'Hozet aus."

„Is guat, i kimm. Aba Feichtl, dös sag i dir: neuntausad Mark wann's net hat, na reiß i di in da Mitt' ausanand. Pfüat di Good."

„Pfüat di Good, Hansgirgl!"

Der Bauernbursche entfernte sich langsam nach Kraglfing zu. Er warf keinen Blick zurück auf das Dorf, wo die Moserbauern Cenzl wohnte, die beinahe seine Frau geworden wäre.

Johann Feichtl schaute nun wieder nach seiner Herde. Die Kühe hatten sich niedergelegt und sahen recht nachdenklich darein, während sie behaglich kauten. Sie glichen Leuten, welche sich recht satt gegessen haben und sich die Freuden des Mahles in die Erinnerung rufen. Die Schweine aber liefen nach immer hungrig und neidisch herum; sie hatten entschieden kein Verständnis für den Genuß, welchen die Verdauung gewährt.

Inzwischen war es Abend geworden. Die Bäume warfen lange Schatten, und die Fenster des Kraglfinger Kirchturms leuchteten, als brenne es inwendig. Da nahm Feichtl sein Horn und blies fest hinein. Die Kühe erhoben sich langsam, aber ohne Widerstreben. Man sah es ihnen an, daß sie das Verlangen des Hüters billigten und den Zeitpunkt als richtig gewählt betrachteten. Die Schweine brauchten manchen Peitschenhieb und trotteten höchst mißvergnügt auf dem Feldwege dahin.

Hinter der Herde ging Feichtl und überlegte sich, was er mit den hundertneunzig Mark anfangen sollte. Wenn ihm noch ein Schmus gelänge, könnte er sich wohl eine Kuh kaufen. Wer weiß? Das Jahr ließ sich gut an. Dann fiel ihm ein, was der Herr Pfarrer neulich gesagt hatte. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," und er dachte an Hansgirgl.

Ich sagte es ja schon: Johann Feichtl war ein Philosoph.



Die Richter

Johann Feichtl, Hüter und Schäfer der Gemeinde Kraglfing, wäre einmal fast „Hüter der staatlichen Gesetze" gewesen und hätte um ein Haar über seine Brotgeber und Herren zu Gericht sitzen müssen. Das ist aber so gekommen: An einem abgeschafften Feiertag trank sich der Feichtl den landesüblichen Rausch an. Und weil das bei ihm leider eine Seltenheit sein mußte, und außerdem, weil sein Kolleg von Huglfing mit dabei war, nützte er die Gelegenheit aus und sang mit erhobener Stimme alle Lieder, welche ihm seit seiner Kindheit erinnerlich waren.

Allein hiebei begnügte er sich nicht, wie der Stationskommandant in seinem Berichte schrieb, sondern er schlug auch mit einem Halbliterglase den Takt auf dem Tische und verursachte, daß die Kleidung des Gemeindebevollmächtigen Rupfenberger mit Bier bespritzt wurde. Der Huglfinger Schäfer hingegen steckte Mittel- und Zeigefinger einer jeden Hand in den hiezu geöffneten Mund und ließ schrille Pfiffe ertönen, welche weniger wegen ihrer Beschaffenheit, als wegen ihres Urhebers von den anwesenden Gästen sehr mißliebig bemerkt wurden.

Das Fest endete für die beiden mit einem Mißklange. Der Gastwirt nahm Partei für die Besitzenden und entfernte die Sänger, nicht ohne, wie der Herr Stationskommandant ebenfalls meldete, nicht ohne daß es zu einem erheblichen

Widerstande seitens der Rubrikaten geführt hätte. Als Feichtl sich auf den notgedrungenen Heimweg machte und mit seinen Kollegen ernste Gespräche sozialpolitischen Inhaltes austauschte, da wußte er nicht, daß sein Gehaben Vergeltung erheischte. Er blieb sich noch zwei weitere Tage hierüber im unklaren, bis der Herr Gendarmeriestationskommandant von Zeidlfing ihm einen Besuch abstattete und sich angelegentlich nach Ort und Datum seiner Geburt, sowie nach dem Namen der verehrten Eltern erkundigte. Nunmehr erfuhr Feichtl mit Erstaunen, daß er an dem bewußten Feiertage das Gesetz beleidigt hatte.

Nicht lange darauf erhielt er ein Schreiben, in welchem ihm diese befremdende Tatsache urkundlich bestätigt wurde. — Feichtl las dieses Schriftstück des Öfteren durch, dann schüttelte er bedenklich den Kopf. Zunächst erschien es ihm sonderbar, daß ein so großmächtiger Herr, wie Gnaden der Landrichter, sich eine solche Müh geben und drei Seiten voll schreiben mochte wegen dem Pfifferling. Sodann sah er mit Betrübnis, daß seine Schulbildung ihn nicht befähigte, die Darstellung eines Ereignisses zu verstehen, welches er miterlebt, ja sogar verursacht hatte. Aber es half ihm alles nichts; so oft er auch die Sätze wiederholte, sie blieben ihm so unklar als wären sie lateinisch gewesen. In seiner Not wollte er sich eben an den Schullehrer wenden, als sein Kollege Vitalis Glas von Huglfing ihn aufsuchte.

Nach kurzer Begrüßung holte Vitalis aus seiner Tasche ein fettiges Exemplar des „Amperboten" hervor, entfaltete es und brachte einen beschriebenen Bogen Papier zum Vorschein.

„Da schau her, Feichtl," sagte er, „da hab i a Leset's kriagt."

„I woaß scho," sagte der Feichtl.

„Ja, wia ko'st denn du dös wissen?"

„Weil i aa r oas hab, und weil da Postbot g'sagt hat, für di hätt er aa a kloans Präsent."

„So? Du, Feichtl, vastehst des du?"

„I nöt," sagte Feichtl, „vielleicht bring ma's mitanand außa. Paß auf, i les dir des meinige für."

Und dann buchstabierte er: „In Erwägung, daß Johann Feichtl und Genosse . . ."



„Bei mir hoaßt's Glas und Genosse."

„Aha! da is allaweil der ander der ‚Genosse'. Sei no staad, jetzt geht's weiter: . . . hinreichend vadächtig erscheinen . . . Host as g'hört, Glas?"

„Jawohl hab i's g'hört. Dös hamm uns dö G'schwollköpf vom Ausschuß eibrockt. Mir erscheinen verdächtig!"

„Moanst net, daß dös a Beleidigung is? Nacha klag'n m'as aa."

„Dös werd kam geh, Glas, weil's der Amtsrichter selber g'schrieben hat." . . .

„Moanst? Nacha tua weiter!"

„. . . am 27. September l. J. . . . l. J., dös kenn i net. . . . in der Gastwirtschaft des Hohenreiner in Kraglfing ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm erregt und die anwesenden Gäste belästigt zu haben . . . Sie'gst, Glas, mir hamm die Herrn Bauern belästigt."

„Ja, weil dene ihre Ohrwaschel was eigen's san. Woaßt, am Sunntag hamm da Hofbauer und sei Nazi so plärrt, daß s' Viech im Stall rebellisch wor'n is. Des hat koan was scheniert. Wia da Bürgermoasta vom Schandarm g'fragt wor'n is, ob dös G'schroa wen g'ärgert hat, sagt er: Ah, wia werd denn dös oan ärgern, dös is g'rad lustig g'wen."

„Ja, no," sagt der Feichtl, „jetzt is scho, wia's is. Paß auf, da kimmt's no dicker . . . in der ferneren Erwägung, daß Feichtl und Genosse sich trotz der Aufforderung des Wirtes nicht aus der Wirtschaft entfernten, daß diese Tathandlungen . . ."

„Wia hoaßt dös?"

„Tat . . . handlungen . . ."

„So? Tua weiter!"

„. . . je eine Übertretung des groben Unfuges in sachlichem Zu — sammenflusse mit einem Vergehen des Hausfriedensbruches bilden . . ."

„Ah, ah," sagte Glas, „jetzt hör' aber auf, ich kenn mi nimmer aus . . ."

„Gel', Schlaucherl," meint der Feichtl, „des hätt'st net denkt, daß ma mit die vier Finger im Maul an solchen Haufa Vabrecha begeh' kunnt? Da schaugst? Hätt'st da 's herauslassen! Was brauchst denn du pfeifa?"

„Was brauchst denn du nacha singa? Moanst, des hat vielleicht schöner to? Aba dös siech ich, verspielt san mir zwoa alleweil. Wann i nur wüßt, was i toa soll?“

„Des is des leichtest,“ sagt der Feichtl, „in d'Vahandlung geh tean ma, g'straft wern tean ma, ei'g'sperrt wern tean ma.“

„So siecht's eam scho aus,“ brummt Vitalis Glas, „wegen dena G'schwollköpf, wegen dena großkopfeten. Am Deanstag is d'Vahandlung?“

„Ja, um neuni. Ich geh über Huglfing, da wart'st beim Unterwirt auf mi. Pfüat di daweil!“

Der Dienstag kam. In der beträchtlichen Menge von Landbewohnern, welche sich vor dem Gerichtsgebäude versammelt hatten, befanden sich auch unsere zwei Schäfer. Sie standen ziemlich weit vorne und waren in eifrigem Gespräche begriffen. „I hab mir an Pack Nudeln mitg'numma,“ sagt Feichtl. „Wann d' Hofbäurin 's Zählen o'fangt, wern's ihr weniga fürkemma.“

„Hast d'as draht?“ fragt Glas.

„Freili! Woaßt, i laß mi glei ei'sperrn. Mit'n Appellirn gib i mi net lang ab, da werd's g'rad mehra. De Nudln iß i nacha in der Frohnvest.“

„Herrschaft Seiten! Wenn i nur aa dro denkt hätt! Beim Roglbauern hamm's gestern bacha, des waar grad recht g'wen. Woaßt, dö Schundnickeln ziag'n uns ja do an Lohn ab für de Zeit, wo ma eing'sperrt san.“

„Des is g'wiß. Du, da schau hin, da is ja der Rupfenberger. Der macht an Zeugen gegen uns. Aber selber is er aa klagt, weil er an Scheiblhuber beleidigt hat. Der werd sie wieda g'scheidt macha.“

So ging heraußen das Gespräch fort. Im Gerichtssaal war es noch leer, weil die Türen gesperrt blieben bis zum Beginn der Sitzung. Der Gerichtsvorstand war der Ansicht, daß die Atmosphäre im Saale nicht gewänne durch die Anwesenheit von einigen Dutzend mit Lederhosen bekleideten Zuhörern, und hatte deshalb dem Gerichtsdiener gemessenen Auftrag erteilt, die Pforten niemals früher zu öffnen.

Der Befehl war ein Labsal für den Gerichtsdiener Schneckel. Er bot ihm erwünschte Gelegenheit, seiner Herzensneigung nachzugehen, und den „Geselchten“ oder „Engländern“, wie er die Bebauer unseres heimatlichen Bodens benamste,

mit Liebenswürdigkeiten aufzuwarten. Schneckel war noch ein Prachtexemplar der leider aussterbenden Rasse, einer der letzten jenes Geschlechtes von Gerichtsdienern, die ehemals durch den „Haselnußenen“ Schrecken um sich verbreiteten, und auch späterhin, nach Abschaffung dieses heilsamen Institutes, durch eine ungeheuerliche Grobheit den Respekt wacherhielten. Er war Soldat gewesen, hatte sogar einen Feldzug mitgemacht und den Bronzeller Schimmel erschießen helfen. Später in der langen Friedenszeit hatte er dann in einer kleinen Garnison Gelegenheit gefunden, sich jene Umgangsformen anzueignen, die ihm in seinem nunmehrigen Posten so trefflich zu statten kamen. —

Die Bauern kannten und ehrten ihn; wenn er mit seiner tiefen, durch häufiges Schnupfen undeutlich gewordenen Stimme dazwischen fuhr, gab es keinen, der sich auflehnte oder gegen einen ehrenden Beinamen Beschwerde erhob. Sie wußten alle, daß Schneckel aus dem Vollen schöpfte und daß es ihm ein Leichtes war, jeden Widerspruch durch seinen unglaublichen Reichtum an Schlagwörtern unmöglich zu machen. Diese Nachgiebigkeit rührte aber unsern Schneckel durchaus nicht. Er geriet beim Anblick einer Lederhose oder eines seidenen Kopftüchels stets in gereizte Stimmung und gab ihr Luft, wo er konnte.



Darum bereitete es ihm ein grimmiges Vergnügen, wenn an den Sitzungstagen die Kanadier zuerst die Saaltüre öffnen wollten, dann, wenn sie nicht aufging, das Schloß probierten, anklopften, wieder das Schloß probierten, um endlich kopfschüttelnd weiter zu gehen. Oder wenn ein ungestümer Sohn des Landes mit Kopf und Knieen zugleich an die Tür aurannte, weil sie wider Erwarten geschlossen war. Dann fand Schneckel Anlaß

zu bitterem Hohne: „Oeha! Muh! Is der Stall zu? Renn ma fei an Türstock net um! Mit dem Kopf! Braucht's Fräulein a Kanapee zum Warten?" usw.

Auch an dem bewußten Dienstag gab sich Gelegenheit zu verschiedenen Redewendungen, bis der Herr Oberamtsrichter Schneckel rufen ließ und in sehr übler Laune fragte: „Was is denn das heut mit den Schöffen? Jetzt is schon neun Uhr und noch ist keiner da. Wahrscheinlich stehen's draußen bei den andern rum. Schließen's die Saaltür auf und lassen's die Schöffen mit den anderen gleich eintreten Die Schöffen rufen's mir aber gleich vor; net, daß ich auf die Herren warten muß. Überhaupt, Schneckel, wenn Sie auch zu was gut wären, dann könnten's Ihnen die Namen von den Schöffen aufschreiben und jedesmal Umfrag halten, ob sie da sind. Für heut is das schon zu spät. Die Sitzung muß angehen. Also etwas rasch, wenn ich bitten darf . . ."

Als Schneckel abtrat, spie er Gift und Galle. Das ging ihm gerade noch ab! Er, der alte gediente Soldat und Beamte, mußte sich Vorwürfe machen lassen, weil so ein paar . . so ein paar bocklederne Hinterwäldler zu faul waren, um sich beim Oberamtsrichter anzumelden. Himmel—stern Laudon! Fuchsteufelswild rasselte er mit seinen Schlüsseln durch den Gang und sperrte die Saaltüre auf. Dann schrie er in den Menschenhaufen hinein: „So, d'Sitzung is oganga. Z'erscht sollen amal d' Schöffa reikemma. Moant's vielleicht, mir warten no lang auf de Hammeln?"

Feichtl stieß den Vitalis Glas an und sagte: „Hast g'hört, mir kemma z'erscht dro. Geh zua!"

Und sie schoben sich langsam an der Spitze des nachdrängenden Haufens in den Saal. Am Eingang empfing sie noch einmal Schneckel: „Seid's Des d' Schöffa?"

„Ja," sagte Feichtl.

„Nachher nur a bißl g'schwinder! Des geht's ja daher, als wenn S' Kraut treten tat's. Der Herr Oberamtsrichta wart scho seit a g'schlag'ne Viertelstund auf Enk" . .

„Auf ins?" fragte Feichtl.

„Natürli! Eigens auf Enk."

„Dös werd guat wern,“ wisperte Glas seinem Kollegen zu.

„Also g'schwind nauf!“ kommandierte Schneckel wieder.

„Wo nauf?“ fragte Glas.

„Da nauf! Auf de zwoa Sessel da nauf! Für Enk hätt ma wahrscheinli Ofenbänk reistellen sollen!“ knurrte Schneckel.

Kopfschüttelnd und bedenklich stiegen die Zwei auf die Tribüne und setzten sich auf die Stühle hinter dem Gerichtstische. Da saßen sie nun und schauten verwundert in die Zuschauermenge hinab, die ebenso verblüfft hinaufschaute. Der Rupfenberger besonders, der in der vordersten Reihe stand, riß Mund und Augen so weit auf, daß Schneckel sich eben teilnehmend an ihn wenden wollte, als der Herr Vorsitzende, der Amtsanwalt und der Gerichtsschreiber eintraten und ihn so am Fragen verhinderten. Der Vorsitzende wandte sich kurz an unsere zwei Freunde und fragte: „Sie sind heute zum ersten Male da?“

„Ja,“ sagte Feichtl, „dös hoaßt na! Damal bin i wegen Körperverletzung . . .“

„Ach was! Körperverletzung? Ob Sie schon einmal Schöffe waren?“

„G'wiß net!“ sagte Feichtl. Und Glas schüttelte nur den Kopf und sah mit seinen wasserblauen Augen darein, als wenn er aus den Wolken gefallen wäre.

„Dann muß ich Sie vereidigen,“ fuhr der Herr Oberamtsrichter rasch fort, „erheben Sie sich von Ihren Sitzen.“ Die Vereidigung erfolgte, und wenn auch Feichtl den Drang verspürte, den Vorsitzenden zu unterbrechen, so kam er doch nicht dazu, weil es zu schnell ging, und weil er überhaupt nicht mehr aus noch ein wußte. Die zwei Hüter setzten sich auf Geheiß wieder und warteten in Gottes Namen ab, was noch geschehen werde.

„Wir nehmen als erste Sache die Anklage gegen die zwei Schäfer wegen groben Unfugs und anderem,“ erklärte jetzt der Vorsitzende. „Schneckel, rufen Sie die Angeklagten und die Zeugen vor.“

„De zwoa Schäfa vortreten!“ kommandierte Schneckel. Im Zuschauerraum machte sich eine starke Bewegung bemerklich, aber Niemand trat vor oder meldete sich. „Das ist doch stark,“ rief der Vorsitzende, „um Viertel über neun Uhr sind die Angeklagten noch nicht da. Wahrscheinlich saufen die Kerls in den Wirtshäusern herum.“

Er wollte noch weiter reden, als ihn der Gerichtsschreiber aufmerksam machte, daß hinter ihm die beiden Schöffen sich erhoben und ihm offenbar etwas zu sagen hätten.

„Was wollen Sie denn?“ herrschte der Vorsitzende die zwei an, „wissen Sie etwas von den Angeklagten?“

„Erlaubens, verzeihens, Herr Ambsrichta, der Angeklagte war i,“ stotterte Feichtl.

„Was? Wie heißen Sie denn?“

„Johann Feichtl, Schäfer von Kraglfing . .“

„Jaa! Was . .? Und wer sind denn Sie?“

„I war der Glas . . . .“

„Da hört sich doch alles auf! Wie können Sie sich unterfangen, unter falschem Vorgeben hier als Schöffen aufzutreten . . .“

„. . Erlaubens, Herr Ambsrichta, mir hamm ja net reden derfa. Der Herr Gerichtsdeana hat g'sagt, de Schäfa soll'n z'erscht reikemma, und wia ma hering'wen san, hat er nimma auslassen, bis ma uns da rauf g'setzt hamm . . .“

Die Heiterkeit, welche sich inzwischen aller Anwesenden mit Ausnahme Schneckels und unserer Freunde bemächtigt hatte, steckte nun auch den Herrn Vorsitzenden an, so daß er Mühe hatte, nicht zu lachen. Er ließ die zwei Angeklagten rasch von ihrem erhöhten Platze abtreten und erfuhr nun von den zwei wirklichen Schöffen, die sich inzwischen meldeten, daß sie sich auch nicht ausgekannt hätten, weil Schneckel die zwei Schäfer gleich mitgenommen und auf die Plätze hinaufbefohlen hätte.

„Natürlich!“ sagte jetzt der Vorsitzende. „Mein lieber Schneckel, ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie nicht so viel Schmalzler schnupfen sollen. Ihre Aussprache ist auch so noch miserabel genug. Außerdem sollten Sie die Leute nicht so anschreien. Dann wäre Ihnen diese einfältige Verwechslung nicht passiert.“

In Schneckels Seele ging ein schmerzlicher Kampf vor; der langgewöhnte Respekt vor den Vorgesetzten rang mit der Furcht, für immer die Autorität bei den „Erzengeln“ zu verlieren, wenn er jetzt schwieg. Er wußte, daß die Zuhörerschar mit innigem Vergnügen die Standrede des Vorsitzenden vernahm, und daß heute noch in allen Wirtshäusern des Bezirkes dieses Ereignis besprochen wurde. Aber



er schwieg doch und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er den „Geselchten“ schon wieder die nötige Ehrfurcht einblasen werde, falls sich einer von den Himmelherrgott . . . vergessen würde; das wollte er schon fertig bringen, er, der alte Feldwebel vom 12. Regiment. —

Zudem, die Übeltäter, die Hauptspitzbuben, welche ihm die Suppe eingebrockt hatten, sollten ja vielleicht auf einige Tage in seine väterliche Obhut kommen, da wollte er ihnen schon die Ohrwaschel aufknöpfen, daß sie ihn trotz des Schmalzlerschnupfens verstehen sollten.

Aber der Himmel meinte es besser mit Feichtl und Genossen. Jeder erhielt nur einen Tag Haft, und der Herr Oberamtsrichter sagte, er würde sich verwenden, daß sie den Tag erst im Winter abzusitzen brauchten. Derweil war zu hoffen, daß die Wut Schneckels sich legte. Als Feichtl und Glas das Amtsgericht verließen, sagte der Letztere: „Du, Feichtl, schö war's do g'wen, wann der Herr Amtsrichter z'erscht an Rupfenberger dro g'numma hätt. Den hätt' i schö einitaucht, den Großkopfeten.“

Monika

Neulich lese ich einmal eine so rührsame Feuilletongeschichte, wie zwei Leuteln zusammenkommen und nach allen möglichen Hindernissen und Schwulitäten auf zuletzt doch noch kopuliert werden. Hm! denk ich mir und zünd mir eine frische Zigarr an, das ist schon wirklich nett von so einem Romanschreiber, wie er die Mädeln unter die Hauben bringt! Wie wär's, wann du's auch einmal probieren tät'st? Ein bissel galant sein, könnt nachgerad nicht schaden, und vielleicht macht es einen guten Eindruck bei den Damen.

Ich geh also ans Werk und zermarter vierzehn Tag lang meinen armen Kopf, wie ich es angehen möcht, eine rechtschaffene Liebesgeschicht zu schreiben.

Ich werd den Nazi mit einer Ehhalten verheiraten müssen, überleg ich mir; vielleicht mit der Ochsendirn? Sie hat nichts und ist bildsauber, er will sie partout haben, zerkriegt sich mit seinem Alten, wird sterbenskrank und müßt elendig zu Grund gehen, wenn nicht im letzten Augenblick noch der alte Hofbauer ein Einsehen kriegen tät. Das Einsehen mach ich so, daß die Ochsendirn dem widerhaarigen Vater das Leben rettet, indem sie den Saubären, der ihn schon auf dem Boden unter sich hat, mit der Mistgabel versticht. In seiner Dankbarkeit bricht der Hofbauer in Tränen aus und segnet den Bund zwischen der Ochsendirn und seinem Nazi. — — —

Zwei Tag lang hat mich das „Motiv" gefreut. Es war nicht ganz neu, aber sehr geeignet für die Damenwelt, die sich allemal freut, wenn in einem Roman ein armes Mädel zum Heiraten kommt; in der Wirklichkeit sind ja die Fäll rar geworden. Aber wie es so geht, kaum hab ich mich hingesetzt zum Schreiben, sind schon die Bedenken gekommen. Ich stell mir den Nazi vor, wie er einer armen Dirn die Heirat antragt, und besinn mich hin und her, was oder wie er da reden tät. Und ich stell ihn mir vor, wie er dann totkrank im Bett liegt, nicht, weil er seinen Kirchweihrausch ausschlafen muß, sondern weil er aus unglücklicher Liebe sterben will . . . Da hört mit einem Schlag die ganze Phantasie auf, und ich hab das Gefühl, als tät mein Verstand Karussel fahren.

Aber wenn unser einer wirklich einmal eine Idee hat, dann trennt er sich halt doch schwer davon, und deswegen hab ich jeden Tag darüber nachdenken müssen, ob ich denn gar keine romantische Dorfgeschichte zusammenleimen könnt. Da kommt vor ein paar Tagen die Seilerbäuerin von Huglfing zu mir herein und macht ein Gesicht, daß ich ihr gleich ankenn, es müßt ihr ein Prozeß oder so was Ähnliches not sein. „Seilerin, sag ich, wo fehlt's?"

„O mei, Herr Dokta, bei mir feit's weit. Dös hoaßt, nöt bei mir, sondern bei ihr . . ."

„So? Wer ist denn nachher die ‚ihr'".

„Ja, d' Monika, a meinige Tochter. Jetzt lassen's Eana verzähln, i tät um an Auskunft bitten. Sehg'ns, er hat ihr's Heiraten vasprocha, nachher hamm m'as notarisch g'macht, und jetzt mog er nimmer."

„Jetzt mag er nimmer? So, so, hm. Und warum mog er denn nimmer?"

„Ja, weil sie oanauget (einäugig) is."

Fft! Das klingt ja ganz romantisch; sollte ich hier den Stoff zu einer Novelle gefunden haben? Famos!

„Seilerin, sag ich, die G'schicht mußt mir g'nau verzählen, du woaßt scho, de Ehesachen müssen akkurat auf'genommen wer'n, sunst is nix. Sag' mir nur alles haarscharf und wie's g'wesen is."

Na, die Seilerin hätt keinen liebern Auftrag kriegen können; sie setzt sich recht breitlings auf den Stuhl, als wollt sie mir andeuten, daß sie so schnell nicht mehr aufstehen tät, dann streicht sie ein paarmal über die Schürze und fangt an:

„Ja, am Antlaßpfinsta is sie ums Brautringel g'fahren; na, halt, da is net ganga, da is a Kuah krank wor'n, am Mieka (Mittwoch) is nunter g'fahren, und da ham's ausg'macht, daß 's mitanand nach Pfaffahofen zum Ring'l-kaafen gengan.

„Aba da hat er auf oamal g'sagt, dös braucht's net, mi hamm ja no von der ersten Frau oan; er is nemli Wittiber und hat sechs Kinda; ja, und nachher hat er g'sagt, du kaunst dös alte Ringel hamm, und ihre Riegelhauben kriagst aa glei. —



„No, wia r er ihr dö Riegelhauben gibt, sagt er: Du bist ja gar oanauget? Freili, sagt sie, indem daß mi vor drei Jahr da Ranner Michel mit der Heugabel g'stochen hat. Hast du dös net ehender g'neißt (gemerkt)?

„Wia soll denn i dös wissen? sagt er, da hamm de Heiratsmacher koa Wort net davo g'sagt. Und jetzt mog i di nimma . . .

„Wennst mi nimma magst, sagt sie, nacha brauch i dei Riegelhauben aa net, hat's g'sagt und hat die Riegelhauben am Tisch hing'legt. Und nacha is sie hoam.

„Ja, und nach zwoa Tág is er kemma durch dös, daß mi eahm g'schrieben hamm, weil's do scho notarisch g'macht g'wesen is. Wia r er bei der Tür rei is, hat er g'sagt: no, was tea ma jetzt? Heiret mi oda heiret mi nöt?

„Dös sollt'st jetzt do scho wissen, hat der Bauer g'sagt, indem daß d' Musi scho b'schtellt is und da Kammerwagen scho herg'richt is. Ja, hat er g'moant, dös hätt'n halt mi glei sag'n sollen, daß sie oanauget is, nachher hätt's dös alles net braucht, und jetzt wisset er nicht, was er toa soll. No, mi hamm eahm zuag'redt, daß ihr sonst nie nix g'fehlt hat, und es san do scho viele do g'wes'n. de wo wengen Heiraten g'fragt hamm, und koana hat was vom Oanauget sei g'sagt; bloß daß s' Geld z'weni g'west is. Und er als Wittiber mit sechs Kinda brauchet scho gar net so g'schleckig z'sei. Auf z'letzt hat er sie wieda b'sunna und sagt: jetzt war's eahm gnetta gleich, weil er do scho mit ihr verkünd't war, und am Montag tat er's heirat'n,

7*

„Mi san ganz fidel g'wen, da is am andern Tag a Schreiben kemma, wo d'rin g'standen is, dös waar koa Ehestand net, wo sie oanauget is und er nix woaß, und er möcht absolut durchaus gar nimma; mi soll'n zum Notari fahr'n, zum Z'ruckprotokollier'n. Ja, und jetzt tat i um Auskunft bitten, ob mi dös leiden müassen, Herr Dokta?"

„Mei liebe Seilerin," sag i, „Sie haben die G'schicht zwar recht ausführlich erzählt, aber ich versteh, aufrichtig g'sagt, die Sach noch lang net. Da müssen's mir schon a paar Fragen erlauben. Zu allererst, wer is denn eigentli ‚er'?"

„Er? Wissen's, dös is da Schuastabauer vo Watschenbach, s' ganz Häusel voller Schulden und . . ."

„Halt, halt! Nur langsam! Passen's auf, jetzt komm ich zu dem dunkelsten Punkt der Anklage, wia meine Herren Kollegen sagen, nämli, sagen's mir einmal aufrichtig: hat denn der Schusterbauer Ihre Tochter net früher ang'schaut? Hat er's net ang'schaut, vor er ang'halten hat?"

„Na, da hat er's net g'seg'n. Wissen's, Herr Dokta, de G'schicht is a so g'wen. Vor a Monat a zwoa kimmt er zu mir in Kuchel und fragt, wo der Bauer is. Der is im Stall d'außt, sag i, warum, hast a G'schäft mit eahm? Na, sagt er, aber reden muaß i mit eahm. No, nachher is er in Stall naus, und i hinter eahm drei. Bauer, sagt er, wie is? I muaß heirat'n, wia viel kriagt Enker Monika? Zwoatausad, sagt da Bauer, und s' Protokollieren zahl i aa. Zwoatausad, sagt er, gelt (gilt) scho; no, nachher is er wieda ganga.

„I hab'n no g'fragt aa, ob er mit da Monika net sprachen will. Zu wos, sagt er, braucht's ja net, i bi scho z'frieben (zufrieden), beim Protokollieren kemma ma a so z'samm. No, uns is recht g'wen, und ihr is recht g'wen, und acht Täg d'rauf san ma zu'n Notari. Schaun's, Herr Dokta, gar nixen hätt's braucht, so schö war's ganga, und jetzt kimmt er mit dera Dummheit. Er muaß eahm an anderne aufganga hamm . . ."

„Das mag sein, Seilerin, aber sagen's mir doch um Gotteswillen, hat er sie denn beim Protokollieren auch net ang'schaut?"

„I glaab net, oder er hat eahm so g'nau net aufpaßt. Er is' nach 'm Protokollieren g'schwind furt, weil er no mehra G'schäft g'habt hat, und is nimma

kemma aa. Erscht acht Tåg vor der Hozet hat er sagen lassen, sie soll abiroasen z'weng an Ringlkaafa. Um's Verkünden und um's Ausmacha von da Hozet hat er sie überhaupts gar net kümmert, dös hat alles a seiniger Freund to, der wo eahm die Monika verraten hat."

„Soo? Hm! Die Sachlage hätten wir also, Seilerin; jetzt brauch ich bloß noch zu wissen, was Sie eigentlich vom Schusterbauer wollen."

„Ja, an Entschädigung will mi. Und überhaupts möcht mi wissen, ob er no z'ruckſteh ko. Der Bauer sagt, dös gibt's net, weil dös koa „g'setzlicher Fehler" net is."

„Was is kein g'setzlicher Fehler?"

„'s Danauget sei! Der Landrichter vo Pfaffahofa hat's aa g'sagt, wia'n da Bauer g'fragt hat. Seiler, hat er g'sagt, da hast schon Recht, sagt er. Ein g'setzlicher Fehler, sagt er, ist das ganz und gar durchaus nicht. Feit Eana was, Herr Dokta?"



„Na, na, i hab bloß ein bissel G'sichtreißen, Seilerin," sag ich und dreh mich um.

„Ja," fahrt sie fort, „aba mi mögen gar nimma; dreihundert March muß er zahl'n und nacha is aus. So viel Schaden ham ma g'habt mit der Aussteuer, dö muaß er zahl'n. San's so guat und schreiben's eahm an Briaf, und wann er net guatwillig mag, nacha klag'n ma."

„Is recht, Seilerin, ich will ihm schreiben, eine Entschädigung muß er auf alle Fäll zahlen. Wir werden vorläufig schon sehen, was er sagt."

„Ja, Herr Dokta, jetzt hätt' i no a Frag. Wia is denn, wann er wieda mog? Er hat zu sein Spezl g'sagt, wann er die Kosten alle zahlen müaßt, nacha heiret er's liaba. Wie is denn dös?"

„Mei liebe Seilerin, da bin i überfragt. Das müssen's mit der Monika ausmachen.“

„Moanen's? No, mi wern's nacha scho sehg'n. Jetzt schreim's eahm amol. S' Good, Herr Dokta!“

Ich werd das Romanschreiben doch lieber nicht anfangen.





Der Bader

Es ist in der ganzen Welt bekannt geworden, durch Zeitungsartikel und Reden in der Kammer, daß unsere bayerischen Truppen im heurigen Manöver so schreckliche Anstrengungen haben durchmachen müssen.

Ein jeder Mensch hat Mitleid gehabt, und das Volk ist in der größten Unruhe gewesen.

Fünf Tage sind unsere Söhne angeregnet worden, und zuvor hat ihnen die Sonne hinaufgebrannt, als wenn sie Neger, aber keine Christenmenschen wären. Das will schon etwas heißen, und wer unsere Altbayern kennt, der wird die großen Besorgnisse leicht begreifen.

Ein Lichtblick in der trüben Zeit war, daß man daheim hie und da etwas Tröstliches vernommen hat, so z. B., daß einer vom Leibregiment in Fürth zehn Leberknödel und zwei Pfund Fleisch in sich aufnahm, oder daß in Hanau ein braver Bayer schon um fünf Uhr in der Früh mit der ersten Cervelatwurst anfing.

Aber auch andere Strapazen muß es genug gegeben haben, denn sonst wäre es keinem Menschen eingefallen, in der Kammer darüber zu reden.

Ich bin um die Zeit, als die abgematteten Krieger heimkehrten, bei meinem Freunde, dem Förster in Kraglfing, gewesen und habe also von den Manövern selbst nichts gesehen. Aber die Heimkehr habe ich beobachtet, und ich kann mit gutem Gewissen bestätigen, daß bei derselben eine große Beunruhigung des steuerzahlenden Volkes eintrat, und daß von der Eisenbahnstation Weilbach bis Kraglfing und dort selbst manche Leute, sogar eine Respektsperson, durch den Militarismus bedrückt wurden.

Und davon will ich jetzt erzählen.

Es war an einem Sonntag, und wir sind in der Wirtsstube gesessen, der Förster, der Pfarrer, der Lehrer und ich. Es ist von der hohen Politik geredet worden; ich habe aber nicht viel davon verstanden, weil an den Nebentischen die Gütler und Bauern eine recht vernehmliche Unterhaltung geführt haben.

Mit einem Mal geht die Türe auf, und der Herr Bader Lippl kommt herein, im Geschwindschritt, wie alleweil, daß die Rockschöße geflogen sind.

„Servus! schön gut'n Abend! Is erlaubt? Hochwürden, i hab die Ehr'!"

Mit den Worten setzt er sich zu uns, und noch vor ihm der Wirt das Bier gebracht hat, haben wir schon gewußt, wo er gewesen ist.



„In Huglfing drent. An sehr an komplizierten Fall g'habt, meine Herren! A Gaul hat den Schacherl so am Kopf hin g'haut mit'n Huaf, daß er an Riß kriegt hat."

„Wer? Der Huaf?" fragt der Förster.

„Na, der Schacherl."

„Vom hintern Stirnbeinknochen sechs Zentimeter nach vorne verlaufend über dem Auge mit einer Verletzung von der Frontalis."

„Is aber doch hoffentlich net g'fährlich?" fragt jetzt der Pfarrer.

„G'fährli? Wer kann das mit einer absolut sicheren Bestimmtheit konstatier'n? Hochwürden: Sie wissen selber. Die menschliche Natur geht oft ihre eigenen Wege."

„Ja, ja" sagt der Förster und gibt mir unter dem Tisch einen Renner, „d' Hauptsach is, daß Sie glei da war'n, Herr Doktor."

„In dieser Beziehung hamm Sie recht, Herr Gierster! Bei solchen Wunden is die ärztliche Hilfe von großer Bedeutung. Mor'ng hamm mir das Konzilium, i und da Herr Bezirksarzt. Da wer'n mir uns über das weitere befinden.

Übrigens, meine Herren, da fallt mir g'rad ein, mir wer'n heut Abends einen sehr einen unangenehmen B'suach kriegen."

„Oho! Was is denn los?"

„D' Reservisten und d' Urlauber san los. Wie ich mich von meinem schwer krank'n Patienten ins Wirtshaus hinüber begeben hab', is de ganze Rotte Kora beinander g'sessen. Mehr als zwanzig; unser Hofbauern Peter natürli mitten drin. Einen solchenen Lärm hamm's vollführt, daß sich kein anständiger Mensch nicht hat halten können.

Ich bin glei wieder umkehrt; im Hausgang hab i an Kramer troffen. Der hat mir verzählt, daß die Burschen von der Stadt raus sich in die Eisenbahnwägen so unzivilisiert benommen hamm, daß man nicht mehr gewußt hat, ob man in einem Viehwagen oder in einem anständigen Koupee is. Sie kennen ja die Büldung unserer heitigen Jugend, Hochwürden . . ."

Der Herr Pfarrer ist nicht mehr dazu gekommen, seine Meinung abzugeben, denn in dem Augenblick sind in gleichem Schritt und Tritt, daß der Boden gezittert hat, die Burschen hereinmarschiert.

Voran einer mit der Ziehharmonika, hinterher der Hofbauern Peter in der blitzblauen Uniform der schweren Reiter, dann noch drei oder vier Infanteristen, und die andern in Zivil mit der Soldatenmütze.

Der Spektakel, der jetzt anging, ist nicht zum Beschreiben. Der Peter hat so geschrieen, daß sein Gesicht angelaufen ist und beinahe die Farbe von der Uniform bekommen hat; und auch die andern haben pfeifend, brüllend und mit den Händen patschend die Musik begleitet.

„Seid's wieder do, Bua'm?" fragt der Bürgermeister. „Wia geht?"

„Guat geht's!" schreit der Peter. „Teat's nur grad a Bier her! Sitter daß mir vo Huglfing furt san, hamm ma koan Tropfen nimmer kriagt."

„Setzt's Enk z'samm, Buam!" schreit der Wirt, „'s Bier kimmt scho."

„Is scho wohr! Leuteln, singt's!"

„Jetzt Brüder stoßt's die Gläser an,
Es lebe der Reservemann!
Der treu gedient hat seine Zei=a=eit,
Ihm sei ein volles Glas geweiht!"

„Es is do a rechte Freud, wia g'sund unsere Burschen san; net wahr, Herr Dokta?"

„In dieser Beziehung is mir die Büldung lieber," antwortete der Bader; „die heutige Jugend . . ."

Seine Worte gehen in dem dröhnenden Gesang der Burschen verloren.

„Da drob'n auf da Höh
Schteht die bayrisch Armee.
Soldaten sollen leben!
Schöne Mädigen daneben!
Tapfre Bayern sein's mir,
Tapfre Bayern sein's mir!"



„Herrschaftseiten! Andredl, spiel amol an auf! Teat's de Tisch weg! Jetzt werd tanzt! Wo san denn de Kuchelmenscher? Eina damit!"

Im Nu sind ein paar Tische weggeräumt, und jetzt geht's dahin, schnackelnd und schleifend im Walzertakt. Aus der Nachbarschaft kommen noch einige Dirnen, und bald ist in der Wirtsstube die schönste Tanzerei im Gang.

Der Hofbauern Peter beteiligt sich nicht daran; ich glaube schon deswegen, weil er sich von seinem Säbel nicht trennen mag.

Er macht sich an unsern Tisch und setzt sich neben den Bader, der sehr entrüstet zum Förster hinüberblinzelt, weil ihn der Peter gelassen in die Bank hineinschiebt.

„S' Good, Herr Gierschter! Heunt is zünfti!"

„Ja, guat seid's beinander. An Herrn Pfarrer habt's scho vertrieben. Wo kommt's denn her?"

„Vo Hanau her. Gestern san ma verladen worn, und heunt fruah san ma auf Weilbach kemma. Da hamm ma an Abschiedstrunk g'halten, und nacha san ma auf Redlbach. Da hamm ma Bier ausg'spielt.

Nacha san ma auf Freidlhausen umi, da hamm ma an etla Stehmaß trunken Und nacha san mar auf Huglfing."

„So? Da habt's ja scho a schöne Roas g'macht! Da Herr Dokta hat verzählt, daß es in Huglfing so an Unfug trieben habt's."

„Wos? Da hat's koan Unfug überhaupts net geben. Der Vitus hat selm a'gfangt."

„Was für a Vitus? Da woaß i ja no gar nix."

„No, der Schacherl Vitus. J hab mir denkt, Es habt's es scho g'hört. Mir hamm in Huglfing drent a paar Maß trunk'n und da hab i zum G'spaß de Kellnerin g'fragt, ob sie kein Reiterschatz nicht sein mag. Da schreit der Vitus über'n Tisch rum: Mog net, Cenzl! Dos kunnt'st net damacha, alle Tag an Brat'n zahl'n!

„Wos? sog i. Ja, sagt er. Nacha hab i eam mit'n Sabel oana umig'haut."

„So? Da hamm Sie jetzt Ihre Freud an der Jugend, Herr Gierster! Hat man schon eine solchene Roheit g'sehen?"

„Geh, drah net so auf," sagt der Peter; „wann der Vitus net zu an g'wissen Baderwaschl kimmt, is er morng wieda g'sund."

„Wie? was? wia? Redst Du a so mit mir? J will Dir amal was sag'n, Du ..."

Aber der Peter hat ihm schon den Rücken zugekehrt und ist breitspurig und säbelklirrend zu den Kameraden hinüber, die gerade einen dröhnenden Rundgesang anstimmten.

„Mir Bayern hamm Muat,
Mir fürchten's kein Bluat,
Mir haben's Kuraschi,
Wenn das Blut fließt auf der Straße,
Tapfere Bayern sein's mir,
Tapfere Bayern sein's mir."

Und auf den Gesang folgt wieder ein lustiger Landler und Jauchzen und gellende Pfiffe.

An meinem Tisch war die Stimmung geteilt. Der Förster lacht, daß ihm die Tränen über die Augen kommen, und der Bader ärgert sich bei jedem Gelächter, daß er zitronengelb wird.

„Ich weiß überhaupt nicht," sagt er zu mir, „wie ich in diese Bevölkerung hineinkommen bin. Aber i will derer Bande schon zeigen, ob's mich beleidigen tun dürfen.

Lachen's net, Herr Gierster! Sie werden's seh'gn. Jawoll! Bis heunt hab i fürs Zähn ziehn bloß a Fufzgerl verlangt. Von morg'n an kost's a Mark. I bin der Lippl."

Der Zorn und das Bier sind jetzt dem Bader so in den Kopf gestiegen, daß er auf einmal den schönsten Rausch gehabt hat.

„Führ'n man hoam," sagt der Förster; „der Spektakel werd do alleweil größer, i bin selber froh, wann man draußen san; also hü! Herr Dokta, net einschlaf'n, hoam geh' ma!"

Wir nehmen ihn rechts und links unter die Arme und führen ihn an den johlenden Burschen vorbei.

„Hat's di, Bodawaschl?
Host koan Kreizer Geld im Taschl,
Bodawaschl!"

Die Zurufe und wieherndes Gelächter schallen noch hinter uns drein, als wir schon im Freien angelangt waren.

„Herr Gierschter, hupp! Was hat der Peter g'sagt? Oeha! Hupp! I frag Ihnen au — auf Ehr und Gwi — Gwissen. Ha — hat er Boda — — Bo — — Bo — — Bodawaschl g'sagt?"

„Ach was! Dös is jetzt gleich! Schaun's, daß ma schö hoamkummen!"

„N — n — nein! In die — — dieser Beziehung, hupp! ist es vo — — von grr — — größter Be — — Bedeitung. Es hängt vie — — viel vo — — von Ihrer Au — — Au — — Aussage ab. I frag Ihnen, hupp! no — — nochmals, ha — — hat er Bo — — Bo — — Bodawaschl g'sagt?"

„No von mir aus, ja! I glaab, er hat's g'sagt."

„So? Hupp! Jetzt ko — — kost's z — — z — zwoa Mark . ."

Es dauerte noch lange, bis wir den stolpernden Bader, der alle Augenblicke stehen blieb und eine Rede anfing, an sein Haus brachten. Es brannte noch ein Licht darin, und der Förster versicherte mir, daß der Herr Doktor heute noch einigen Beleidigungen ausgesetzt sein werde.

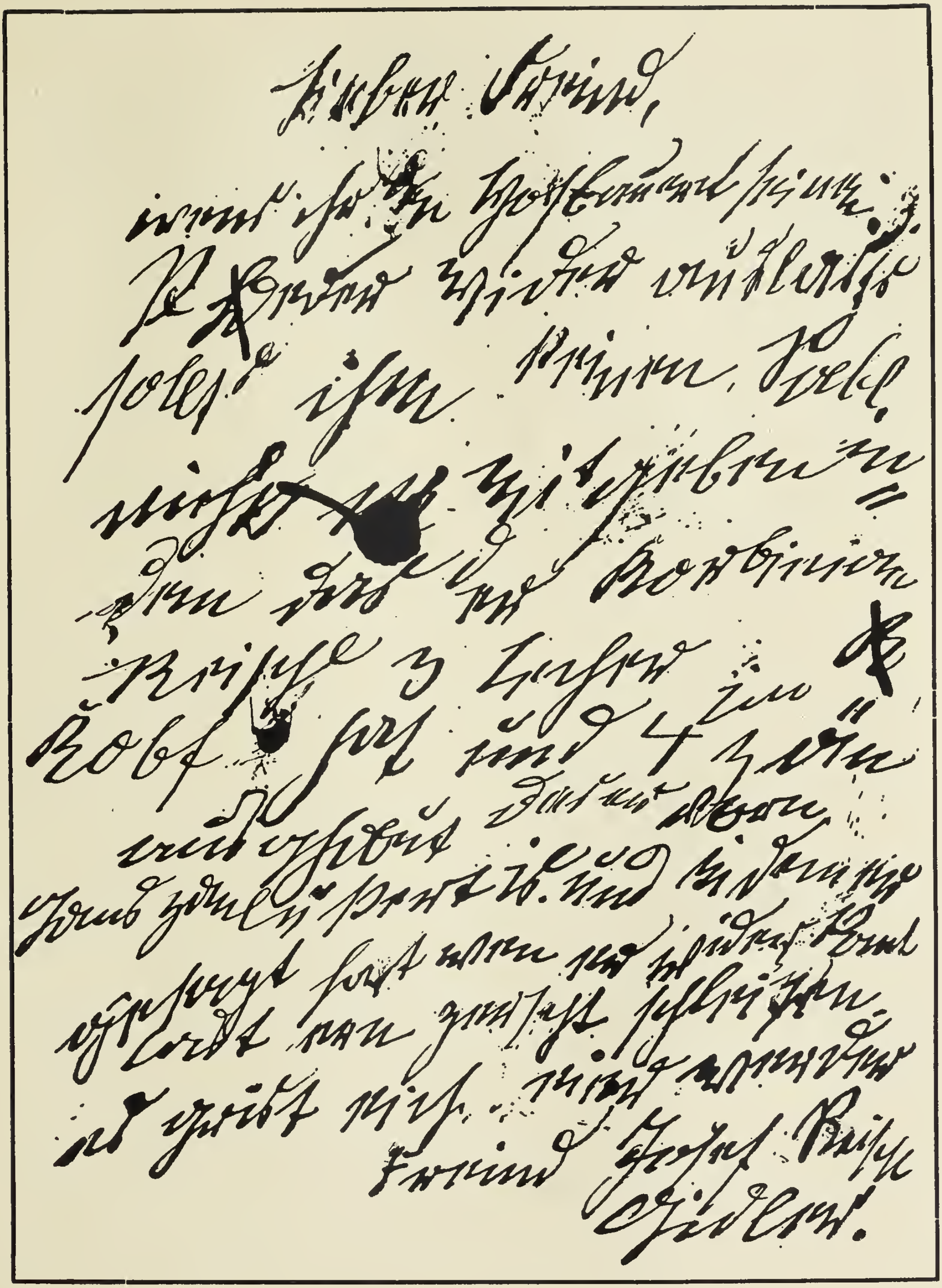
Wir sind dann auch heim; wie ich gerade im Einschlafen war, ist unter meinem Fenster ein Höllenspektakel angegangen.

Militär und Zivil waren beim Tanzen einander in die Haare gekommen, und jetzt wurde auf der Straße ein Gefecht geliefert. Ich unterschied deutlich die Stimme des Hofbauern Peter, die aus dem Schimpfen und Schreien herausklang; dann wälzte sich der Lärm weiter fort; ich hörte noch ein verdächtiges Krachen und das Klirren von Fensterscheiben, dann wurde es allmählich ruhig.

Am nächsten Morgen vernahm ich, daß die heimkehrenden Krieger sich trotz der großen Ermattung recht wacker gehalten und ihren Feinden starken Abbruch getan hatten.

Der Gütler Reischl zeigte mir sogar die schriftliche Bestätigung dieser erfreulichen Tatsache.

Er schrieb an „den Herrn Ridmeister von der zwoaten Schwadran von de schweren Reider" einen Brief, der leider in der Abgeordnetenkammer nicht verlesen wurde. Hier ist er:



Lieber Freund,



Die Wallfahrt

Im vorigen Jahr haben der Loibl und der Hofbauer eine große Lumperei angestiftet. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Geschichte gewesen ist, und auch nicht, ob sie beim Vieh- oder beim Getreidehandel passiert ist. Zudem, was liegt am Ende daran, wenn der geneigte Leser eine Lumperei mehr vom Hofbauer kennen lernt? Ich habe eine sichere Hoffnung, daß es nicht die letzte war.

Heute will ich lieber berichten, wie die zwei abgedrehten Spitzbuben eine Wallfahrt gemacht haben. In der ersten Angst nämlich hat der Hofbauer das Gelübde getan, wenn er diesmal ungestraft durchkomme, dann wolle er im Mai zum hl. Rasso nach Andechs pilgern. Und wie dann die Geschichte alleweil gefährlicher wurde und der Herr Kommandant beim Unterbräu eines schönen Abends den Hofbauer recht spaßig anschaute, da schwur dieser heimlich, er wolle bei seiner Wallfahrt Erbsen in die Stiefel tun, damit er gewiß hart gehe und alle Sünden abbüße.

In anbetracht dessen, daß er seinerzeit den Loibl zu der Lumperei verführt hatte, war es nicht mehr als billig, daß er ihn auch zu der Buße überredete. Er

tat es so eindringlich, daß man schier auf den Glauben hätte verfallen können, es habe nicht bloß die christliche Reue, sondern auch ein bissel Schadenfreude selbigesmal den Hofbauer geleitet.

So viel ist gewiß, daß seine Überredungskunst Erfolg hatte.

Der Loibl ist überhaupt ein gutmütiger Lapp im Vergleich zum Hofbauer und um ein gutes Stück ängstlicher. Er meinte sogar, man solle ein Übriges tun und auf Kieselsteinen gehen, damit der hl. Rasso auch ganz gewiß die Herren vom Gericht mit Blindheit schlage. Es blieb jedoch bei den Erbsen, weil der Hofbauer erklärte, sie täten auch weh, und das sei die Hauptsache.

Nach und nach ist dann der Mai gekommen. Den Loibl druckte sein Gewissen oder die Angst vor dem Herrn Kommandanten, und er erinnerte diesmalen seinen Spießgesellen an das Gelübde. Der Hofbauer brachte allerhand Ausreden daher; einmal sagte er, daß er noch zu schwach sei und nicht aushalten könnte.

„Woaßt, Loibl,“ sagte er, „mir hat a Kapuziner verraten, daß aussetzen schlechter is, wia net anfangen. Dös tat an hl. Rasso schö verdriaßn, wann er do amol dö Freud hätt, und es wurd nachher mittendrin wieder nix.“ Oder er sagte: „Loibl, es geht net; i hab erscht am letzten Sunnta a Todsünd beganga, und was dös bedeut, werst selm wissen. Da muaß i zerscht beicht'n.“

Endlich wurde die Geschichte dem Loibl zu dumm, und er erklärte kategorisch, am nächsten Sonntag wallfahre er nach Andechs, mit oder ohne Hofbauer. Zu zweit ging' es zwar leichter, aber hinausschieben tät er es deswegen auf keinen Fall mehr.

Als der Hofbauer sah, daß ihm alle Flausen nichts helfen könnten, tat er einen langen Seufzer und sagte: „No, wia Gott wüll, i halt still. Roas ma halt auf Andechs!“

Der Sonntag kam, und es war ein wunderschöner Tag. Wär nicht der Hofbauer dabei gewesen, so tät ich sagen: der Himmel hatte offenbar ein Wohlgefallen an den zwei frommen Pilgern. So muß schon ein anderer Grund da gewesen sein. In aller Früh um fünf Uhr wanderten sie zum Dorfe hinaus. Der Loibl fing schon beim letzten Haus das Hinken an, so daß die Felberdirn, welche heraussah, ihn darum anredete.

„Wo aus so zeiti, Loiblbauer? Feit dir was, daß d' gar so krumm gehst?“

„Frag net so dumm und halt ander Leut net beim Beten auf!“ antwortete für ihn der Hofbauer, welcher sich viel strammer hielt und mehr Duldermut zeigte.

Dann ging die Wanderung weiter; rechts und links standen die Felder in voller Pracht, die Lerchen stiegen auf und ab und sangen, daß es eine Freude war, und im Zeidelfinger Holz schrie der Kuckuck so lustig, als wüßte er, daß Sonntag sei.

Der Loibl schlich langsam dahin; alle fünf Schritte fing er wieder das Jammern an: „Auweh, auweh! I tua g’wiß koan Zement mehr ins Mehl. Ah, Herrschaftseiten, tuat dös weh!“

„Laß no net aus, Loibl,“ sagte der Hofbauer, „mir ham’s gelobt und müassen’s trag’n. Jetzt is scho wia’s is. Schau, mir war’s jetzt aa liaber beim Unterwirt.“ In Herrsching wollte der Loibl einkehren, aber da kam er schön an. „Dös gibt’s net, dös derfst net,“ sagte der Hofbauer „da war dö ganz Wallfahrt umasunst. Halt no aus, jetzt san man ja bald droben auf’m heilinga Berg.“

„Dös werd Zeit sei,“ erwiderte Loibl, „o mei, o mei! I bin nur grad froh, daß ma koane Kielstoana in d’ Stiefel to hamm.“

„I aa,“ sagte der Hofbauer.

Jetzt stiegen sie langsam aufwärts durch das Kiental. Als sie nur mehr etliche Minuten von Andechs weg waren, setzte sich der Loibl auf eine Bank.

„I muaß nomal rasten,“ sagte er, „meine Füaß brennen als wia s’ helllichte Feuer.“

Wie er nun langsam verschnaufte, sah er seinen Mitpilger an und wunderte sich, daß er gar so frisch und aufrecht dastand.

„Du,“ sagte er, „Hofbauer, i glaub alleweil, du hast gar koane Arwesen (Erbsen) in deine Stiefel nei to?“

„Jo, Loibl, jo; was glabst denn, moanst, i tat an heiligen Rasso a so betrüagen? Aber woaßt Loibl,“ setzte er hinzu und blinzelte ein bissel mit dem linken Aug’, „woaßt Loibl, i hab’s zerscht g’sotten!“

* * *

Seit derer Zeit sind der Loibl und der Hofbauer die ärgsten Feind, das heißt, damit ich es recht sage, der Hofbauer wär nicht so. Im Gegenteil, er versichert oft, daß er den Loibl recht gut leiden kann.



Der Truderer

In Guglfing haben sie einen Truderer (Hexenmeister) draußen, ganz am Ende des Dorfes wohnt er; und wer's noch nicht weiß, der kann es genau lesen, denn die Schulbuben und die Mädel haben es überall hingeschrieben, an die Fensterläden, an die Türen und an das hölzerne Häusel hinter dem Misthaufen.

Manch einer hat auch eine grausliche Zeichnung dazu gemacht oder einen schrecklichen Vers. Das war dann gewiß ein Bursche, der vom Wirtshaus heimging und dem geschwind noch der Witz eingefallen ist.

„In dem Haus wohnt die Trud,
Gib's acht, daß dir's nichts tut",

oder so dergleichen; das Bauernvolk ist gar dichterisch veranlagt, und es ist durchaus nicht zu wundern, wenn einer schnell einen Vers machen kann, besonders einen boshaften. Wundern möcht man sich bloß, daß einer immer gleich die Kreide dabei hat, um den Vers recht sichtbarlich hinzuschreiben.

Aber freilich, wer einmal bis zu dem Truderer hinausgeht, der muß schon die Absicht haben, ihm eines anzukreiden; denn Wirtshaus ist keines da draußen und mit dem Kammerfensterln ist's auch nichts mehr, seitdem die Felberdirn fortkommen ist, in die Stadt hinein in den herrischen Dienst.

Also der Wagner von Guglfing ist ein Truderer; eigentlich liegt das schon lange auf dem Haus. Sein Vater ist einmal erwischt worden beim Bilmesschneiden.

8*

Der frühere Bürgermeister hat ihn heimkommen sehen, von den Getreidefeldern herein — spät in der Nacht. Und am andern Tage konnte man einen Streifen im Schuster seinem Weizenfelde bemerken, links und rechts davon waren die Ähren leer. Was das zu bedeuten hat, weiß jedes Kind in Guglfing. Wenn das Getreid in die Blüte schießt, dann reitet nachts der Bilmesschneider auf einem schwarzen Geisbock durch die Felder; und wo der Bock die Halme streift, da fliegen die Körner aus den Ähren und fliegen in dem Bilmesschneider seinen Stadel.

Freilich, beweisen hat man es dem alten Wagner nicht können, wenigstens nicht gerichtlich; denn wie der Bürgermeister auf das Gericht gegangen ist und hat eine Straf haben wollen gegen den Frevler, da hat ihn der alte Landrichter etwas geheißen, was man nicht auf das Papier schreiben kann. Und der Hallodri, der Gerichtsdiener, hat ihn auch ganz „desperat" angeredet. „Lackl" war noch das wenigste. Ja, das Gericht! Natürlich, was wissen denn die von einem Truderer? In der Stadt glauben's so schon bald nicht mehr an den Teufel. Da ist gleich ausg'redt.

Mit der alten Wagnerin ist es auch nicht sauber; die ist offenbar eine Hex. Wenn die über ein Stiegel steigt, macht sie jedesmal ein Kreuz; von dem Pointner seiner besten Geis hat sie einmal das Maß genommen; die hat das Schwinden gekriegt und lange keine Milch mehr gegeben. Und so vor zehn Jahren hat der Burghofer einen Schaden im Stall gespürt. Der ist aber ein Schlauer und hat gleich die Hexenbannerin von Rogling kommen lassen; die hat den Stall entzaubert und gesagt: „Fünf Häuser weiter weg, da wohnt die Hex, die es dem Vieh angetan hat." Und richtig ist es dem Truderer sein Haus gewesen.

Wenn wirklich einer im Dorf gewesen ist, der die Wagnerischen für unschuldig hielt, dann ist er bekehrt gewesen von dem Tag an. Und dabei blieb es, auch als der junge Wagner von der Militari heimkam und das Häusel übernahm. Wie wär's denn zum glauben, daß ihm die Alten die bösen Künst nicht gezeigt hätten? Das macht den Guglfingern aber schon keiner weis, da sind schon Helle dabei. Freilich, sagen traut es ihm niemand; der ist ein arg Grober und hat versprochen, er haut den ersten ungespitzt in den Boden hinein, der ihm die Elternleut verschandiert. Und wenn er so einen Versmacher und Kreidenschreiber erwischt, dem streicht er die Lederne schön an.

Drum, weil er den Bürgermeister-Schorschl einmal so gebeutelt hat, gehen auch die Kinder nicht mehr recht nah an das Haus hin, wenn sie die „Wagnerhex" herausschreien. Könnten leicht Schaden nehmen von dem wüsten Grobian. Die



Erwachsenen aber und die Burschen reden halt ein bissel stiller, wenn sie über den Truderer etwas wissen, und sind halt ein bissel vorsichtiger, wenn sie ihm mit der Bierkreiden das Häusel verzieren.

Neulich ist aber die verhaltene Wut zum Platzen gekommen; der Bürgermeister hat das Blatt, was er sich sonst immer vor den Mund (wenn man hier so

sagen darf) genommen hat, fallen lassen und hat einmal gehörig geschrien, schon so geschrien, daß es jeder hat hören können. Jeder! Das ist so zugegangen: Kauft da der Bürgermeister einen Ochsen; 600 Mark hat er gekostet, keinen Kreuzer weniger, achthalb Schuh hat er gemessen, schön aufgehörnt war er und scheckig, ein Prachtkerl! Wie ihn der Blasius, der Ochsenknecht, heimgetrieben hat, ist er um einen halben Schuh höher geworden — nämlich der Blasius; und wenn er wirklich im Vorbeigehen den Hut gerückt hat, das hat schon ein großer Bauer sein müssen; einen Gütler hat er gleich gar nicht angeschaut. Und daheim ist das halbe Dorf gekommen, hat ihn bewundert und ihm in das Maul gelangt — nämlich dem Ochsen — und nach den Zähnen geschaut. Der Ochs steht drei, vier Tage im Stall, auf einmal mag er nicht mehr fressen, er hat nicht das Rechte. Der Bürgermeister lauft zum Meßner, der sich auf das Vieh gut versteht; aber diesmal kennt er sich nicht aus; auf und auf schaut der Ochs gesund her, und doch frißt er nicht. Da hat's was, und zwar nichts Gutes. „Am End ist der Ochs „angesprochen" worden und verhext," meint der Meßner und blinzelt so, als ob er sagen wollt': „verstehst' Bürgermeister, aber ich mag's nicht verkünden, was ich weiß?"

„Verhext! Kreuz Birnbaum . . . Am End hat gar der Truderer . . Ja, da soll doch schon gleich ein siedig's Donnerwetter dreinschlagen!"

Aber das hat er bald heraus, — der Bürgermeister, dem muß er auf die Spur kommen. Und richtig, er hat noch nicht ganz fertig geflucht, meldet sich das Gänsdirndl und sagt: „jetzt ginge ihr ein Licht auf". „So? Ja wie denn?" „Ja, gestern ist sie auf der Brandlwiesen beim Hüten gewesen, da ist der Truderer zu ihr hinkommen." — „Aha!" — „Ja, und da hat er eine Zwiesprach mit ihr angefangen." — „Und du hast dich drauf einlassen, du Malafiz . . aber nur weiter." — „Ja, und da hat er gefragt, wie's dem Bürgermeister geht, hat er gefragt, und der hätt' ja jetzt so einen schönen Ochsen gekauft? Und was für einen schönen!" sagt sie.

Ja, und wie groß er denn sei? „Achthalb Schuh meßt er," sagt sie.

„Das ist fein schon eine schöne Größ," sagt er, „und scheckig ist er auch?"

„Jawohl, braun und weiß."

Und wo er im Stall steht? „Ja, zwischen der Pinzgerin und der Bleß."

„So, so," sagt er, und dann is er wieder gangen.

„So, da is er wieder gangen? Und du kannst auch gehen, Lausdeandl; gleich gehst aus dem Haus, das wär mir das saubere, im eigenen Haus den Judas haben! Komm mir nur nimmer vor die Augen! . .

„Meßner, da ham mer's ja! Aber wart nur, jetzt gibt's koa Schonung mehr," so schimpft der Bürgermeister und rennt in der blinden Wut zur Tür naus; der Mesner hinterdrein, die Bäuerin auch, auf der Straß kommen die Nachbarn dazu; es wird ein schöner Haufen Leut.

Zum Truderer naus geht der Zug; da stellen sie sich auf, und wie der Wagner herauskommt, fangt der Bürgermeister seinen Gesang an; der war nicht schlecht.

Ich mag es da nicht herschreiben, was er alles gesagt hat; die meisten Leser täten es doch nicht verstehen, weil es gut guglfingerisch war, aber da kann ich sagen, wie der Bürgermeister aufgehört hat, war er schon so blau im Gesicht, wie seine Giletleiblwesten. Der Truderer hat nicht entgegengeschimpft; einen Narren muß man gehen lassen, hat er gemeint, aber schenken tät er's dem Bürgermeister nicht; die Sach tät kriminalisch werden, und er wird ihn advokatisch klagen.

Also nach und nach verlaufen sich die Leut, weil sich nichts Richtiges rührt, und begleiten den Bürgermeister heim. Der hat gleich nach der Roglinger Hexenbannerin geschickt, und die ist noch nicht richtig beim Haus herein, hat der Ochs wieder gefressen. No, also! — — — —

Wie die Geschichte ausgegangen ist? Ja, man soll's nicht glauben, aber freilich, heutzutag! Der Truderer hat wirklich den Bürgermeister advokatisch geklagt, und um Ostern herum ist die Sach kriminalisch geworden. Der Bürgermeister ist ganz unbesorgt in die Verhandlung gegangen; es kann ihm nichts fehlen, da kann er nicht wegen Beleidigung gestraft werden. Die Schuld von dem Truderer ist offenbar, das ganze Dorf kann es bezeugen, und es langen keine zehn, die einen Eid darauf schwören können. Also kann sich nichts fehlen, meinen's?

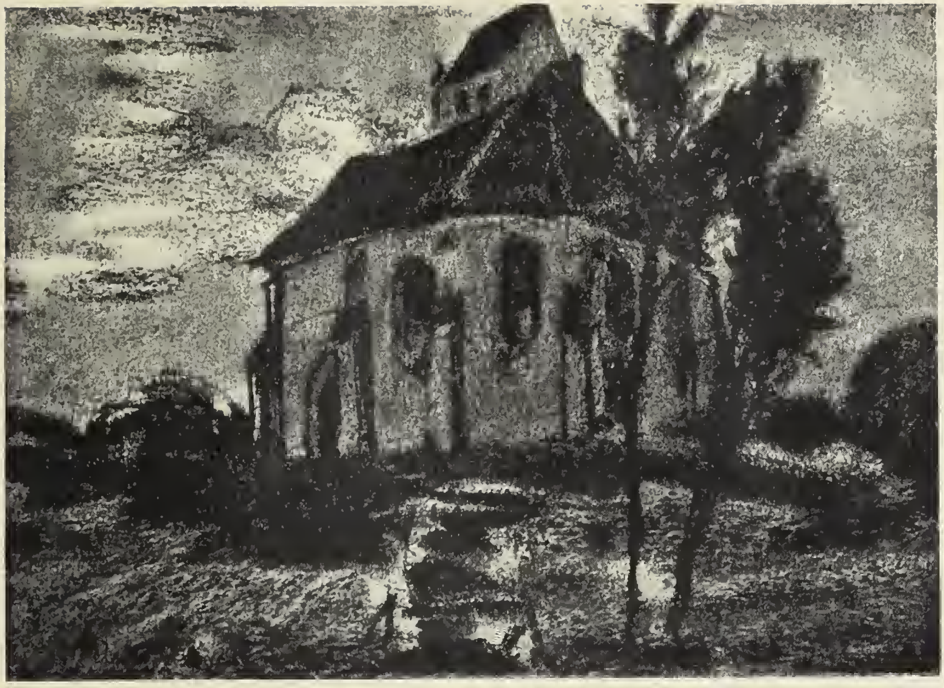
Gerade umgekehrt ist es gegangen. So eine Verhandlung ist noch gar nicht dagewesen. Was sie den Bürgermeister alles geheißen haben, der Oberamtsrichter und der Advokat, das steht in keinem Katechismus.

Die Bauern haben nur so geschaut; die mehrere Zeit haben sie nicht gewußt, ist von dem Bürgermeister seinem Ochsen die Red oder von dem

Bürgermeister selber. Auf vier Füß lauft das, mit was sie ihn immer verglichen haben. Und zu guter Letzt haben sie den Bürgermeister auch noch verurteilt; fünfzig Mark muß er zahlen und die Kosten.

Ja, was ist denn jetzt das! Und dem Truderer geschieht nichts, aber rein gar nichts. Ja, ja, manchmal möcht einem schon der Verstand still stehen. Und das schönste ist, daß man den Truderer gar nicht mehr so heißen darf. Da müß man vorsichtig sein.





Das Sterben

Es ist ein recht heißer Julitag.

Die Sonne brennt auf das weite Moos herunter, daß man die Luft wie über einem offenen Feuer zittern sieht.

Das kleine Häusel des Steffelbauern schaut in dem flimmernden Dunst noch unansehnlicher aus, und wer das braune Strohdach betrachtet, der könnte meinen, es sei gerade von der Sonne geröstet worden und werde beim Zusehen dunkler..

Die zwei Birnbäume vor dem Haus stehen so müde da, als möchten sie am liebsten einnicken bei der schwülen Hitze und dem eintönigen Summen der Fliegen.

Sonst ist nichts Lebendiges um das Haus, was ihnen die Zeit vertreiben könnte, denn es ist alles auf das Feld hinaus zum Einbringen.

Oder doch nicht alles.

Im Austragstübel ist der alte Steffel und wartet auf das Sterben; und seine Bäurin, die Urschel, leistet ihm Gesellschaft.

Gestern noch, gegen den Abend zu, hat der Doktor vorgesprochen, und beim Gehen hat er gesagt, er wollt die Medizin herausschicken.

„Braucht's net," hat der Steffel gemeint, „i woaß scho, es geht dahi."

„No, no, Vater," hat ihn der Doktor trösten wollen, „so schnell stirbt keiner, du mußt net am Leben verzagen."

Aber der Steffel ist hartnäckig geblieben. „I kenn mi scho aus," sagt er; „dös sagen's bloß zu an jed'n. I g'spür's selber, morgen geht's auf die Letzt."

Hernach haben die Weibsleute um den Pfarrer geschickt; der ist gekommen und hat ihm die Sterbsakramente gereicht.

Seitdem liegt der Steffel ruhig da und schaut zu der niederen Weißdecken hinauf.

Die Urschel sitzt am Fußende vom Bett und liest in dem großen schwarzen Gebetbuche die Bitten für einen Sterbenden.

Wie sie die Lippen bewegt und die Worte in sich hineinmurmelt, ist es das einzige Geräusch im Zimmer; sonst ist es so feierlich still, wie vor dem Häusel.

Ein paar Sonnenstrahlen stehlen sich zwischen den Vorhängen zum Fenster herein und spielen über die blaugeblümte Bettdecke nach den gefalteten Händen des Steffel hin, als wollten sie ihm noch einen schönen Gruß bringen von draußen, wo sie so oft mit ihm beisammen waren im Winter und Sommer.

Und es mag sein, daß es der Sterbende auch so versteht, denn er streicht mit den Händen über die Stelle, wo der goldgelbe Schein auf dem Bett liegt.

Sind alleweil gute Kameraden gewesen, er und die Sonne, und hat ihn allemal gefreut, wenn sie auch noch so heruntergebrannt hat.

Sie hat ihm oft geholfen, das Heu einbringen, und hat ihm das Korn gereift und den Weizen.

Ob es drenten wohl auch so ist, daß sie einen rechtschaffenen Wachstum haben und Arbeit für ein paar starke Hände?

Wenn es dem Pfarrer nach geht, nicht; der hat ihm erzählt, daß droben die Engel den ganzen Tag Harfen spielen und Halleluja singen. Er hat es gut

gemeint, aber dem Steffel war das kein rechter Trost. Vielleicht weiß es der Pfarrer nicht ganz genau, oder vielleicht machen sie bei den Bauernleuten eine Ausnahme?

Allzulang hält sich der Steffel nicht auf bei den überirdischen Dingen; er schaut wieder zur Decke hinauf, und die Sonnenstrahlen zittern von der Bettdecke weg auf das Kopftüchel der alten Urschel und auf das große schwarze Gebetbuch.

Mit einemmal bricht der Kranke das Schweigen, und indem er den Kopf herumdreht, sagt er:

„Bäuerin, 's Mahl halt's beim Unterwirt."

„Ja," sagt die Urschel und hört das Beten auf, „mi wern's beim Unterwirt halt'n."

„Und daß von de Leichentrager a jeder seine zwoa Maß Bier kriagt, Bäuerin, Net, daß hinterdrei schlecht g'redt werd."

„I will's acht haben," sagt die Urschel.

„Beim Einsagen koan vagessen von der Freundschaft, daß 's a richtige Leich werd," fahrt der Steffel fort, und wie er sieht, daß seine alte Bäuerin recht ernsthaft auf seine letzten Wünsche hört, kriegt er die tröstliche Überzeugung, daß seine letzte Sache auf der Welt mit Anstand und Ordnung abgemacht werden wird, und daß nichts fehlen wird, was einem ehrengeachteten Manne zukommt.

So viele Leute auch hinter seinem Sarge hergehen werden, es ist keiner darunter, der was Schlechtes von ihm behaupten kann; er ist keinem was schuldig geblieben, und jeder, der an seiner Grabstätt vorbei in die Kirche gehen wird, muß ihm das Weihwasser geben.

Und wie er sich das alles überlegt, sieht er sein ganzes Leben vor sich, als würd es vor ihm aufgeführt, und er wäre Zuschauer.

Arbeit und Lustbarkeit wechseln miteinander ab, aber dies erste kommt öfter an die Reihe; Fröhlichkeit und Sorgen, Jungsein und Altwerden, und zwischenhinein immer wieder das Trachten und Mühen für das Heimatl.

Der Steffel merkt gar nicht, was für eine lange Reise seine Gedanken machen, aber die Urschel merkt es, und sie zündet die Kerzen an, welche über dem Kopfende des Bettes auf dem Tische stehen.



Die kleinen Lichter brennen farblos knisternd in die Höhe, und mit einemmal ist der Steffel am Ende seiner Reise angekommen; vor die Bilder schiebt sich eine große dunkle Wand, und die Urschel betet jetzt laut das Vaterunser für die hingeschiedenen Seelen im Fegfeuer.

Draußen ist es Abend geworden. — Die zwei Birnbäume sind aus ihrem bleiernen Schlafe aufgewacht und schauern in dem leichten Luftzuge zusammen; ihre Schatten strecken sich über den Hausanger und die Wiesen hinauf zu dem Wege, auf dem jetzt der hochgehäufte Erntewagen herunterkommt.

Ende

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

LUDWIG THOMA, AGRICOLA

Druck von Hesse & Becker, Leipzig